fr.
0.
9

89 Zc V 75

(Dono Weigand 1838)

L. fr. o. 89

[Verfasser:

Samuel Baur.]

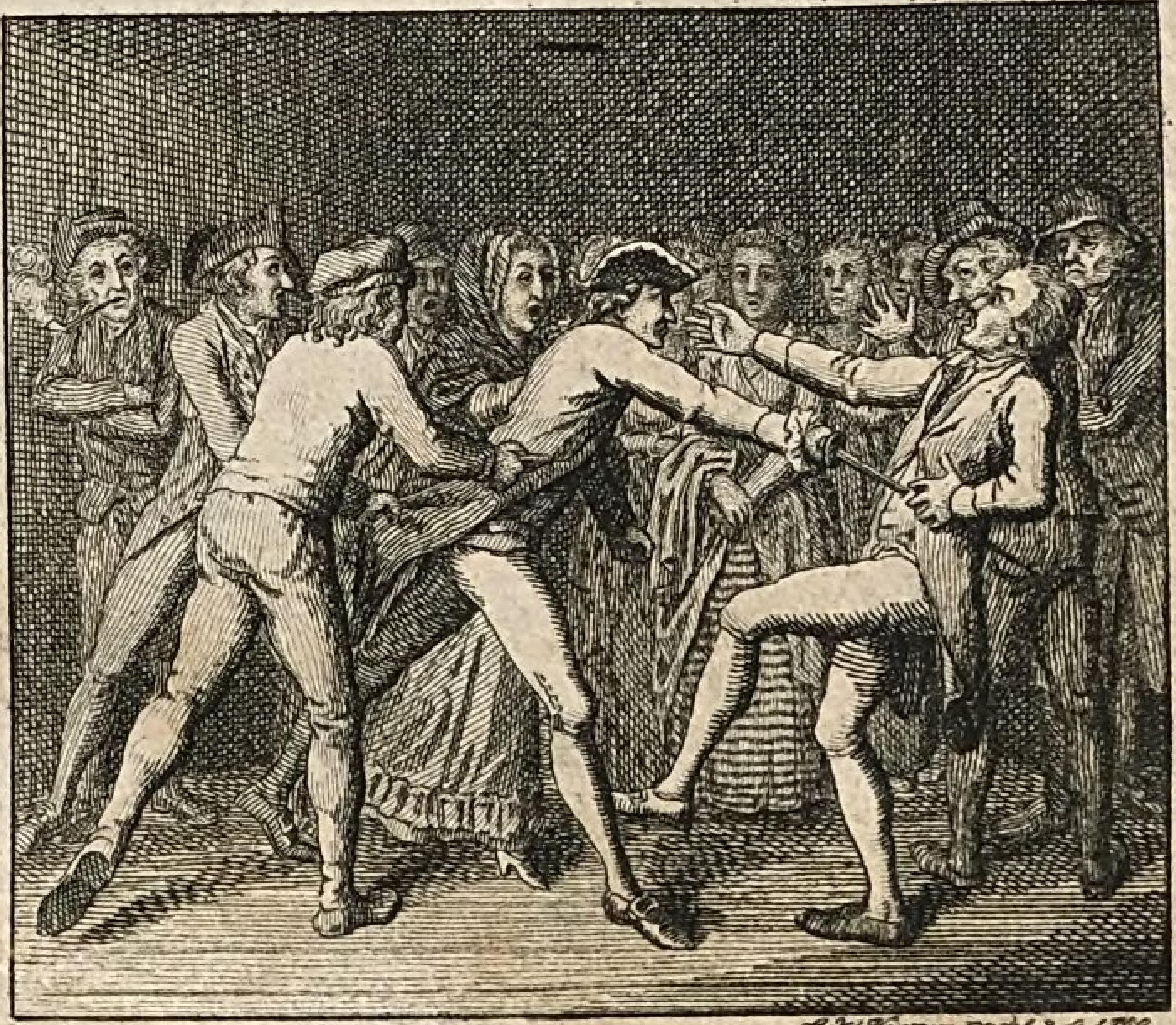
1. Th. pag. 27.

A. W. Küffner inv. del. & f. 1790. No. 71.

Reisen
einer Negerinn.

Charakteristische Gemälde
aus der gesitteten und rohen Welt.

Ein Penda
zu Voltaires Candide.



Frei nach dem Französischen bearbeitet.

Nürnberg,
in der Felßeckerschen Buchhandlung.
1790.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Den

N e g e r n

gewidmet.

Lieben Freunde,

Die Heldinn dieser Geschichte war schwarz, wie Ihr, und es wäre sonderbar, wenn man Euch kein Buch dediciren könnte, weil Ihr — nicht weiß seid.

Ich bin's, traun! müde, daß immer nur Namen, die mit Titeln und Würden prunken, den Büchern vorgesezt werden; warum sollten Menschen, durch deren Schweis wir Zuker und Indig erhalten, auf unsern Dank keinen Anspruch machen können?

Auf das Verdienst hat die Farbe keinen Einfluß. Die Engländer bewundern die Geistesproducte einer Negerinn, *

* **Phillis Wethley**, die im Jahr 1760. aus Afrika nach Boston gebracht wurde, wo sie sich — nach den öffentlichen Nachrichten — durch wahrhaft erhabene Gedichte bekannt machte.

die — obgleich Sklavinn — eben so zierlich, als scharfsinnig schreibt.

Ich höre die Dummheit brummen, die Euch als den Auswurf der Natur betrachtet; aber was vermag die Sprache des Stolzes gegen die Stimme der Vernunft? Ihr seid Menschen. Sollte dieser Name Euch nicht ein Recht auf unsere Achtung geben?

Wenigstens bin ich, wie Ihr zuverlässig glauben könnt, mit eben so viel Achtung, als wenn Ihr weiß, wie die Schwäne, wäret,

Euer

ganz ergebener

Diener.

Vorrede.

Geh' hin, mein Buch, und sag' allen, die dich lesen, daß die Erdichtung mit der Wahrheit sympathisire, daß eine gereinigte Philosophie mit lachendem Munde Moral predige, daß Democrit so gut unter die Weisen gesezt zu werden verdiene, als Heraclyt, daß Byty kein bloses Hirngespinst sei, wenn du auch einen Theil dessen, was du bist, der Einbildungskraft zu danken hast. Wenn die Mode dich begünstigt, so wirst du Flügel haben. —

Dieses Buch, das an burlesken und tragischen Vorfällen wenigstens eben so reich ist, als Candide, ist, wie die meisten Geschichten, halb Fabel und halb Wahrheit, und hängt durch eine Reihe von Catastrophen zusammen, von denen die einen bekannt sind, die andern aber nicht.

Ich lachte selbst herzlich über die mancherlei Thorheiten, die in dem Buche vorkommen, aber ich würde ganz anders lachen, wenn man sie ernstlich critisiren wollte. Hoffentlich wird man sehen, daß der Verfasser seinen Lesern ein wahres und anziehendes Gemälde unsers Jahrhunderts vor Augen stellen, und sie in verschiedene Gegenden und unter mancherlei Himmelsstriche führen wollte, theils, um ihnen zu sagen, was daselbst vorgeht, theils, um sie angenehm zu unterhalten. Wenn mein Buch eine augenblikliche Unterhaltung verschaft, und die Leser, unter

einer

einer dem Schein nach ausschweifenden Gestalt, eine weise Moral entdeken, so hab' ich meinen Zwek erreicht. Ich hielt die Vervielfältigung der Begebenheiten für nothwendig, um den Leser mit den Sitten und Gewonheiten der Länder, durch die meine Heldinn kommt, bekannt zu machen.

Verliere also den Muth nicht, mein Buch; sieh' allen Lesern unerschroken in's Gesicht, und erwarte alles von ihrer Nachsicht. Wenn diejenigen, welche die erste Hälfte deines Individuums durchgelesen haben, bemerken, daß du nicht immer lustig bist, so sag' ihnen, sie sollen sich nicht wundern. Wenn man eine Zeit lang auf einem Wege fortgegangen ist, so verliert man etwas von seiner Lebhaftigkeit. Der erste Theil begreift deine jugendlichen, der zweite deine männlichen Jahre.

Es giebt in der literarischen Welt gewisse Menschen, die, ohne jemals etwas gelesen zu haben, von allen neuen Werken abhoc und abhac sprechen. Sie werden dich nicht verschonen, sondern sogleich nach dem Titel beurtheilen. Aber bekümmere dich nicht um die Sarkasmen, die sie gegen dich losschiesen. Sie werden dir beweisen, daß es schwer sei, jung, ohne unbesonnen, zu sein. Du wirst doch einigen Lesern gefallen, das weis ich gewiß. Nicht alle Menschen sind Rigoristen, und wägen, wie gewisse Critiker, Phrasen, Worte, ja sogar Commata und Punkte.

Bald, mein liebes Buch, gehörst du nicht mehr mir, sondern dem Publikum. Das wird mich aber nicht hindern, dir mit den Augen zu folgen, und mich für dein Schiksal zu interessiren. Es stehen dir mancherlei traurige und freudige Zufälle bevor. Du wirst einem Manne, der sich für sehr wichtig hält, und nichts

gut

gut findet, als was er selbst sagt, in die Hände fallen; ein schlechter Mensch wird dir boshafte Deutungen unterschieben; du wirst in's Feuer und in das Schreibpult eines Mannes wandern, der dich nicht lesen wird; du wirst als Einschlagpapier, Düte und Papillote gebraucht werden, vieleicht wird sogar ein Affe oder ein kleiner Hund sich mit dir die Zeit vertreiben; wenn du aber auch nur der kleinen Molly gefällst, so gieb dich zufrieden, und bedenke, daß es, bis jezt, (und man schreibt doch schon sehr lange) noch nie ein Buch oder einen Schriftsteller, er sei auch noch so berühmt gewesen, gegeben hat, die allgemein gefallen hätten. Der Geschmak ist mehr verschieden, als die Blumen, und hat mehr Nüancen, als die Farben.

Du kannst dich wenigstens damit trösten, daß du dich nicht an Religion, Regierung und Sittlichkeit versündigest. Ich weis wol, daß dich gerade das bei gewissen

sen Menschen verhaßt machen wird; aber soll man sich mit der Weisheit, und selbst mit der Vernunft, entzweien, um zu gefallen?

Inhalt

der Kapitel des ersten Theils.

Seite

Kapitel I. Byty's Geburt, und was darauf folgte ; 3

— II. Wie der ehrwürdige Pater für Byty sorgte ; 10

— III. Man kommt nach St. Dominiko 12

— IV. Byty empfängt die Lehren des ehrwürdigen Paters, und wird die Vertraute der Zonzambino 14

— V. Byty's fernere Begebenheiten 16

— VI. Neue Abentheuer. ; 18

)(Kap. VII.

Inhalt.

Kapitel VII. Ankunft in Nantes . 22

— VIII. Byty, die Gräfinn und ihr Gefolge, werden ins Gefängniß geführt . . 26

— IX. Byty geht nach Canada . 31

— X. Sie kommt wieder nach Frankreich 35

— XI. Ihre Ankunft zu Paris . 40

— XII. Schilderung der Frau von Esmasur 43

— XIII. Der unglükliche Abbe . 47

— XIV. Die alte Marquisinn . 49

— XV. Sie wohnt bei einigen Betschwestern . 55

— XVI. Sie zieht zu einem Autor 57

— XVII. Byty geht in ein Kloster 59

— XVIII. Eine Herzoginn gewinnt sie lieb 61

— XIX. Byty besieht ein Landgut, in der Absicht, es zu miethen . 65

— XX. Was ihr während ihres Aufenthalts zu Amiens begegnet . 70

— XXI. Neue Abentheuer zu Paris 75

— XXII. Genealogie des Unglüks 81

— XXIII. Die neue Entdekung . 83

— XXIV. Die Loterie . 87

Kap. XXV.

Inhalt.

Kapitel XXV. Die beiden Gardereiter = 91
— XXVI. Der sonderbare Irrthum 95
— XXVII. Man bemüht sich, Byty zu fesseln = 98
— XXVIII. Die klägliche Abendmahlzeit 104
— XXIX. Die sonderbare Heurath = 108
— XXX. Der Gesellschaftston zu Paris 112
— XXXI. Der Liebhaber von sechs und zwanzig Jahren = 116
— XXXII. Die Pastete = 119
— XXXIII. Die kluge Aufwärterinn 123
— XXXIV. Portraits = 127
— XXXV. Das sonderbare Quiproquo 131
— XXXVI. Die Leichtsinnigen = 135
— XXXVII. Byty wird durch die Schauspieler gerochen = 138
— XXXVIII. Das angenehme Mittagessen 140
— XXXIX. Das Gespenst = 141
— XL. Die Buchhändler = 144
— XLI. Byty's Aufenthalt zu Romorantin = 149
— XLII. Byty besucht Marseille 152
— XLIII. Sie durchreiset verschiedene Provinzen = 155

Kap. XLIV.

Inhalt.

Kapitel XLIV. Sitten der Provinz, von Byty selbst erzählt . 160
— XLV. Fortsezung der Reise . 162
— XLVI. Die originelle Einsamkeit 165
— XLVII. Die scharfsinnige List 167
— XLVIII. Neues Unglük während ihres Aufenthalts zu Rennes . 171
— XLIX. Von Flandern . 173
— L. Von Holland . 175

Reisen einer Negerinn.

Erster Theil.

I Kapitel.

Byty's Geburt, und was darauf folgte.

Byty war Königin, und — eine edle Frau. Die Genealogisten liesen sie von dem Hause Bytymacou abstammen, einem berühmten Geschlechte bei den Negern, das, nach der Versicherung der vorerwähnten Herren, dreihundert neun und neuzig Krieger, zweihundert acht und zwanzig Zauberer, und sechs und sechszig Prinzen hervorgebracht hatte, alle, nach Landessitte, gute Freunde, und flink, wie Hirsche — aber, im Vertrauen sag' ich's dir, lieber Leser, die berühmte Byty hatte keine Ahnen, als ihr Verdienst und ihre glücklichen Talente: nach meiner Meinung die besten Ahnen.

Der Anfang dieses Jahrhunderts war die Morgenröthe ihres Lebens, und während

Carl der Zwölfte Pohlen verheerte, Peter der Grose auf die Umschaffung Rußlands dachte, August Sachsen galant machte, und Ludwig der Vierzehnte Frankreichs Pracht und Ruhm hob, wurde Byty, die erste ihres Namens, zu Berissa, einer kleinen Stadt in Nigritien in Afrika, gebohren.

Bei ihrer Wiege thronte weder Gröse noch Ueberfluß: die Erde empfieng sie, und war, nach Landesgewohnheit, ihr Bette. Eine kleine runde Mutter säugte sie in aller Eile, wenn die Noth sie nicht zur Arbeit rief, und Byty gedieh besser, als unter der Aufsicht einer von der Fakultät approbirten Amme.

Bald unterschied man sie unter der Menge. Jeden Tag wurde sie reizender und angenehmer, ihre Augen sprachen, noch ehe ihre Zunge gelößt war, und der erste Gebrauch ihrer Vernunft war die Dämmerung eines Lebens, das man als ein Phänomen citiren kann.

Ihre schwarzen Mitbürger, als grose Nativitätsteller, weissagten, sie würde einst eine wichtige Person werden, und zwei Weiber, die sich auf Chiromantie verstunden, lasen in ihrer Hand, sie würde einmal ein unermeßliches Glück machen, um aber auch Theil

daran

daran zu haben, stahlen sie das Glückskind seinen Eltern. Ach! das gab einen Lärm im Lande. Man suchte Byty und fand sie, aber es veranlaßte einen kleinen Familienkrieg. Man zählte auf beiden Seiten ohngefehr hundert und drei und dreisig weggesäbelte Ohren, sechs und dreisig abgerissene Nasen, und sieben und siebzig abgebrochene und verrenkte Arme. Aber das sind kleine Uebel, denn es gab weder Tode, noch Sterbende, und Byty wurde wieder ihren Eltern zugestellt.

Immer bewunderte man sie mehr. Jeden Tag schwung sie sich durch ihren starken und scharfsehenden Verstand mehr über ihre Nation empor. Man bewunderte in ihrem zwölften Jahr ihren mehr als dreisigjährigen Verstand und Muth.

Zween Franzosen, die das Land durchreisten, nachdem sie sich per fas et nefas grose Reichthümer gesammelt hatten, fanden sie allerliebst, stahlen sie mit aller Geschicklichkeit, und brachten sie nach Chandarnagor zu ihren Frauen, die in sechs Jahren ein herrliches Geschöpf aus ihr machten.

Begierig, ihr Vaterland wieder zu sehen, wie's die Franzosen alle sind, schiften die bei-

den Herren sich mit allen ihren Reichthümern ein, und nahmen auch Byty mit.

Wäre diese Geschichte nur ein Roman, so hätte ich jezt die schicklichste Gelegenheit, Stürme und Ungewitter anzubringen; die Elemente würden gegen einander wüthen, und die schrecklichste Unordnung anrichten; aber, einige kleine Stürme abgerechnet, war das Meer so heiter, als der Himmel, und man hatte Muse genug, Byty zu hören und zu bewundern. Mit der einnehmendsten Sprache verband sie die geistreichste und edelste Physionomie: noch nie hatte man eine so gebildete Negerin gesehen: ohne die Farbe hätte man sie für eine Französin gehalten. Als sie nach Bourdeaux kam, erstaunte sie weder über die Stadt, noch über den Hafen: ihre Imagination hatte Schwung genug, um sich über das, was sie sah, zu erheben.

Zum Unglück wurden die Franzosen, die sie mitgebracht hatten, mit ihren Frauen ermordet, und ihrer Güter beraubt; Byty wurde verhört, die Justiz erklärte sie für ganz unschuldig, gab ihr aber nichts; nun hätte sie getrost verzweifeln können, wenn sie kleinmüthig gewesen wäre, aber nein — sie hofte. Ein Creole — reich, wie alle Amerikaner,

rikaner, die eine Besizung, und Zeitlebens Onkels und Baasen, die sie erben sollen, aber niemals baares Geld haben — erfuhr ihre unglückliche Lage, und schlug ihr eine Fahrt nach St. Dominiko vor. Sie stiesen vom Land, und der Wind blies in die vollen Segel, um ihre Fahrt zu beschleunigen. Die Absicht der Reise war, einen Verwalter wegzujagen, der — ein Schurke, wie fast alle Colonienverwalter — alles behielt, und nichts an die Behörde schickte.

Es erhob sich ein Sturm, und das Schif scheiterte; die einen ertranken, die andern schrien, Byty ergrif ein Brett und rettete sich auf einer Insel, wo ihr eine Ziege die vollen Eiter reichte. Vergebens suchte sie ein vernünftiges Wesen; sie erschrack über die Einöde, aber bald beruhigte sie sich durch ihr eigenes Nachdenken; sie conversirte mit ihren Gedanken, und diese leisteten ihr gute Gesellschaft.

Die Natur hatte auf dieser unbewohnten Insel ihre Reichthümer verschwendet; man fand daselbst das vortreflichste Obst, und die edelsten Gartengewächse. Den Tag über athmete Byty den Geruch der wohlriechendsten Kräuter, und bewunderte ihre Verschieden-

heit, bei Nacht aber ruhte sie unter einem dicklaubigten Baume, dessen Aeste sie ganz bedekten, und bei ihrem Erwachen belebte eine süße, reine Freude ihre Seele und Sinnen. „Prächtiges Gestirne, rief sie, wenn sie die Sonne majestätisch aus dem Meere hervorkommen sah, du schafst Tage und Jahrszeiten, und verbreitest dein Licht über alle Gegenstände; wie bewundernswürdig wärest du, wenn dir Vernunft zu Theil geworden wäre; wie gros wärest du dann, und wie verächtlich würdest du auf die Menschen herabblicken, die uns durch ihren Reichthum und leeren Schimmer betäuben wollen!„

Der Aufgang und Untergang der Sonne war für sie ein entzückender Anblick, aber ihre frohe Bewunderung desselben wurde durch eine Schlange unterbrochen, die plözlich auf sie zukam, und sie in die Hand stach. In kurzem schwoll ihr der ganze Arm auf, und sie wäre dem Tode nicht entgangen, wenn sie nicht schnell einen Ueberschlag von unbekannten Kräutern gemacht hätte; der Versuch gelang, und ihre Unwissenheit heilte sie so gut, als alle Kunst der Aerzte. Darauf gieng sie unerschrocken über tausend giftige Insecten auf das Ufer des Meeres zu. Hier er=

erblikte sie der Capitain eines holländischen Schifs. Er schikte eine Schaluppe ab, und brachte sie zum grosen Vergnügen der ganzen Reisegesellschaft auf das Schif. Man bestürmte sie mit Fragen, und sie mußte erzählen, wer sie wäre, woher sie käme, und wohin sie wollte.

Ihre Erzählung war lebhaft und rührend. Eine Bretannierin, Namens Kersibot, gewann sie besonders lieb, und versprach ihr, sie nicht zu verlassen. Diese Kersibot war eine alte Cocette, die alle Grade der Galanterie durchwandert hatte, und die man ein Circularschreiben an alle Reisende nennen konnte.

Sie wollte ihre kleine Afrikanerin aufmuntern; aber ein Mann in einem Tressenkleide, der sich das Ansehen des wichtigen Mannes gab, machte ihr deswegen ernstliche Vorstellungen. Die Dame Kersibot staunte nicht wenig, einen so strengen Sittenrichter zu hören, und ihr Staunen wuchs, als sie einen Schifsjungen dem Moralisten in's Ohr sagen hörte: mein ehrwürdiger Herr Pater, wollen Sie nicht kommen, der Chocolat ist fertig? — Sie schloß daraus, der Mann müßte ein verkleideter Mönch sein, und darinn irrte sie nicht. Er war ein Servite (Mönch) aus

Genua, und fuhr nach Amerika. Nun machten sich beide Theile heftige Vorwürfe; die Dame Kersibot brachte alle Gemeinpläze wider die Mönche auf's Tapet, und der ehrwürdige Pater Cantagallina (so hieß der Servite) alle Vorwürfe, die man derlei Frauenzimmern machen kann.

II Kapitel.

Wie der ehrwürdige Pater für Byty sorgte.

Von dem Augenblick an beschloß der Servite, Byty der unverschämten Kersibot zu entwenden, aber nicht zu seinem Gebrauche — wir wollen niemand verleumden — sondern um sie bei einer alten, frommen und sehr reichen Frau unterzubringen, die zu Port-au-Prince wohnte, und der er, in Hofnung auf ihr Vermögen, ganz ergeben war: sie hatte keinen Erben, deswegen konnte er getrost seine Minen springen lassen. Nicht ohne Ursache befürchtete der Herr Pater, die Domestiken möchten ihm einen Strich durch die Rechnung machen — dieses Unglück war ihm schon mehr als einmal begegnet. Weislich

lich dachte er, ein junges Mädchen, das er selbst der jungen Witwe zur Bedienung gäbe, müßte seinen Absichten am besten entsprechen. Ohne Fürsprecher kommt man nicht weit; man braucht sie auf dem Lande, in der Stadt, am Hofe, und selbst über dem Meer. Nur war's die Frage: „wie will ich Byty von der Kersibot bekommen,„ denn diese behauptete, als eine vertraute Freundin des holländischen Capitains, ein Recht über sie; aber ein Genueser ist zu allem fähig. Wir wollen sehen, wie er's machte.

Unmerklich goß er in das Getränke der jungen Afrikanerin einige Tropfen von einem Wasser, das, wie er wohl wußte, Magenwehe machte. Sie erblaßte, vomirte, und unmerklich wurde sie für die Kersibot eine sehr beschwerliche Kranke, der sie nur gar zu gerne los gewesen wäre. Nun zeigte sich die christliche Liebe des Serviten in ihrem hellsten Glanze. Es war nur ein Arzt auf dem Schiffe, und der war gar ein groser Stümper, denn seine Kunst hätte die Kranke bald der Mutter Erde in den Schoos geliefert, wo alle seine ehemaligen Patienten moderten.

Cantagallina verbarg den Schurken; (einem Genueser gar nicht schwer) er versöhnte

sich

sich vollkommen mit der Dame Kersibot, weil er nicht wollte, daß jemand auf dem Schiffe mit ihm unzufrieden sein sollte, war aber fest entschlossen, sich heimlich an ihr zu rächen, sobald sich eine Gelegenheit dazu darböte.

III Kapitel.

Man kommt nach St. Dominiko.

Man pakte aus, verließ und bedauerte sich. Nach vielen Freundschaftsversicherungen und Complimenten gegen die Dame Kersibot nahm der Servite Cantagallina Byty, die noch immer vomirte, bei der Hand, und führte sie in das Haus eines Freundes. Kaum war sie da angekommen, so wurde sie durch ein Elixir curirt; weil sie nur auf dem Schiffe krank sein sollte, so war sie jezt gesund. Wohl dem, der die Wirkung der Kräuter und Arzneimittel so gut kennt!

Nun mußte für Byty's Seele gesorgt werden, und das war das Geschäft eines Missionairs; deswegen brachte er sie zu der frommen reichen Witwe, wo sie sich in der Religion

ligion unterrichten konnte. Cantagallina führte sie selbst in einem Carriol nach Port-au Prince.

Zonzambino (so hieß die fromme Dame, auf deren Vermögen es abgesehen war) empfieng Byty, auf das Wort des Serviten, als eine himmlische Abgesandte, und ohngeachtet des natürlichen Widerwillens der Weißen gegen die Schwarzen, zog sie sie auf immer an ihre Tafel. Man schlürfte den besten Kaffe, sprach dabei viel von der christlichen Buse, und wollte alles wissen, was dem ehrwürdigen Pater Cantagallina seit seiner Abreise vor achtzehn Monaten begegnet war. Jemehr er von seinen überstandenen Abentheuren und Gefahren erzählte, desto gröser war das Geschenk, das die fromme Zonzambino ihm bestimmte. Es bestand in einer grosen, schweren Küste, die der Herr Pater selbst fortschleppte, weil er das Verdienstliche dieser christlichen Freigebigkeit nicht durch öfentliche Bekanntmachung schmälern wollte, denn gerade in dem Falle sollte die linke Hand nicht wissen, was die rechte gab.

Byty wußte nicht, was sie von alle dem denken sollte; sie mußte erzählen, und man hörte ihr gerne zu; aber die fromme

Frau war gegen die schändliche Kersibot äusserst aufgebracht, nicht sowol, weil sie in Gegenwart eines jungen Mädchens obscöne Worte gesagt, sondern vielmehr, weil sie sich erfrecht hatte, den ehrwürdigen Pater Cantagallina an seiner Ehre anzutasten.

IV Kapitel.

Byty empfängt die Lehren des ehrwürdigen Paters, und wird die Vertraute der Zonzambino.

„Du wirst meinem Rath in allen Stücken folgen, sagte er, und deine Hauptpflicht wird sein, die Gunst der frommen Zonzambino zu gewinnen, und mich immer mehr darin zu bevestigen. Sie liebt Kazen, du mußt sie auch lieben; sie trinkt viel Fleischbrühe, bediene sie fleisig damit; sie schmält oft, laß sie schmälen; besonders mußt du oft zu ihr sagen, wenn sie auch ganz gesund ist, sie befinde sich nicht wohl, und müsse Fleischbrühe und Sirup nehmen. Mit frommen Damen muß man überhaupt ganz anders umgehen, als mit Weltdamen: man gewinnt sie nur durch eine ununterbrochene Sorgfalt.„

„Ich kannte eine fromme Dame zu Genua, sezte er hinzu, die aus einer zu weit getriebenen Liebe des Nächsten starb: sie belohnte die Dienste ihrer Kammerjungfer mit ihrem ganzen Vermögen. Zonzambino wird dich auch nicht unbelohnt lassen, wenn du ihre Gunst zu gewinnen weißt.„ Byty versprach alles; Cantagallina reiste ab, um ein Testament machen zu lassen, und einem jungen Officier eine Frau zu verschaffen, der deswegen auf die Insel gekommen war. Der Pater hatte vergebens in ganz Paris eine gute Parthie für ihn gesucht, und er wußte nun keinen andern Rath mehr, als ihm eine reiche Creolin zu verschaffen.

Zonzambino gewann Byty immer mehr lieb, und machte sie zulezt zur Oberaufseherin des Hauses. Erst beneideten sie die Domestiken, aber in der Folge waren ihr alle gut, denn Byty entschuldigte sie, und der Zänkereien waren nun weniger.

Byty sollte glücklich sein. Sie behauptete ihren Posten sechs Jahre lang, und wurde von Zeit zu Zeit von Cantagallina besucht, der Muse genug hatte, sie zu taufen. Das war ein Festtag. Man feierte die Ceremonie mit Pracht und Herrlichkeit, man leerte viele

le Gläser mit Malaga, auch der Capwein wurde nicht geschont, und Papagei und Colibris bluteten unter den Händen der Köche. Cantagallina wiederholte seine Ermahnungen, und zog, reich beschenkt, weiter; das war so seine Art, und Zonzambino und Byty liebten sich immer.

V Kapitel.

Byty's fernere Begebenheiten.

Die Abwesenden haben oft Unrecht, und die Unglücklichen dürfen nie verzweifeln. Zonzambino hatte einen geschwollenen Hals und erstikte. Für den Pater Cantagallina war dieser Tod der Anfang einer ewigen Reue und eines ewigen Kummers. Er stund weder im Testament, noch im Codicille, und niemand wußte, wie das zugieng. Byty war Universalerbin, und niemand konnte an der Aechtheit des Testaments zweifeln. Der gute Servite verleumdete Byty und sie beklagte sich darüber. Die ganze Colonie freute sich über das Glück der jungen Afrikanerin. Man verschafte ihr sogar Gelegenheit,

zwo kleine Anpflanzungen für baares Geld zu verkaufen, welches nicht oft geschieht. Sie hätte zwar eine Million dafür haben können, sie nahm aber lieber acht hundert tausend Liver baar, als daß sie in einem Lande auf Credit verkauft hätte, wo man nicht bezahlt, wo jeder Neger für einen Sklaven angesehen wird, und wo so viele schlechte Menschen, die sich schnell emporschwingen, tiranuisiren, und jedermann verachten.

Byty fühlte schon jezt die Beschwerden der Reichthümer. Ungewiß, ob sie nach Europa, oder in ihr Vaterland zurückkehren sollte, war sie bei all' ihrem Reichthume voller Zweifel. Ein Franzos bewog sie, nach Frankreich zu gehen, weil er ihr versicherte, sie fände da weniger Weisse, als an irgend einem andern Orte, denn alle Frauenzimmer schminkten sich daselbst.

Byty gab noch allen Negern vor ihrer Abreise einen festlichen Schmaus. Man aß, trank, tanzte und alle waren guter Dinge. Die Ankunft des ehrwürdigen Paters Cantagallina störte die allgemeine Freude. Er hatte eine lange Unterredung mit Byty, die sich damit endigte, daß er sie beschwor, nach Genua zu gehen — mit allen ihren Effekten.

Nach seiner Versicherung war dies das schönste Land auf der bewohnten Erde, wo ihr kein Vergnügen mangeln würde. Bald hätte er sie überredet, sie würde die Gemalin des Doge werden, so sehr rühmte er ihr die Vortheile, die sie da finden würde.

Man schied von einander, und nach zween Tagen schifte sich unsre edle Afrikanerin mit zwo Kistlein nach Frankreich ein. Ihr Geleite bestand aus zwo Negerinnen, zween kleinen Negern, sechs Affen, einem Sapajou, fünf Papageien, einigen Fäßchen mit eingemachten Citronen, einigen hundert Pomeranzen, einigen Tonnen mit Zucker und Indigo — dem gewöhnlichen Geleite der Amerikaner.

VI Kapitel.

Neue Abentheuer.

—

Das Schiff hatte guten Vorrath, man as und trank herrlich und spielte überdies noch die Violine dazu. Das Ohngefehr hatte Soldaten, Musikanten und Kaufleute auf dem Schiffe zusammen gebracht; — aber einen Poeten darf ich nicht vergessen, der seinen

nen Ruhm in Frankreich zu gründen suchte; weil die geschmacklosen Amerikaner seine Verse nicht zu schäzen wußten.

Jeder erzählte seine Geschichte: die gewöhnliche Unterhaltung auf dem Schiffe. Ein Soldat machte den Anfang: Wegen meiner guten Bildung und Schönheit verliebte sich eine Frau vom Stande sterblich in mich, da ich als Grenadier unter dem Regiment von Champagne stund. Man überfiel mich bei Nacht, und brachte mich zu ihr, ohne daß ich wußte, wo ich war, sie heurathete mich, der Pfaff sprach den Segen, aber die Familie erfuhr's, die Ehe war für ungültig erklärt, und ich mußte fliehen. Nun bin ich Deserteur, das ist mein ganzer Nuzen; denn die Familie dachte gar nicht daran, mich loszukaufen. Zuerst kam ich an ein Kloster und gieng hinein. Man nahm mich zum Koch an, und in Kurzem lernte ich ganz ungeniesbare Ragouts zubereiten.

Die Mönche beklagten sich deswegen, und ich schimpfte, sie schlugen mich, und ich schlug sie: da das aber nicht immer währen konnte, so schifte ich mich nach Amerika ein, und nun komme ich wieder zurück, ohne zu wissen, was ferner mit mir werden wird. Ich dach-

ke, unter einem andern Clima umzukommen, oder mein Glück zu machen.

Nachdem er mit seiner Erzählung zu Ende war, (welches Theaterstück!) erblikte er die Dame, die er ehemals geheurathet hatte. Sie war jezt die Frau eines Obersten, der halbjährig Gott und dem Teufel diente, und kam gerade vom Cap zurück, wo sie ein Erbgut geholt hatte. Der Grenadier wollte sein ehemaliges Recht gültig machen, er sagte der ganzen Schifsgesellschaft, dies sei seine Frau, er werde sie nicht mehr verlassen, und in seinem Enthusiasmus umarmte er sie mit Innbrunst.

Die Gräfin von Berlitain (so hieß sie) fiel in Ohnmacht; sie hatte diese Catastrophe dem Obersten immer verborgen, der in Wuth gerieth, und seinen Degen zog. Jedermann suchte einer blutigen Scene vorzubeugen, aber vergebens — der Soldat fiel auf den ersten Stoß, und auch der Oberste hätte ihm folgen müssen, wenn ihn nicht die Gräfin zurück gehalten hätte, die zur Belohnung tüchtig maulschellirt wurde. Die sechs Monate, die er jedes Jahr fromm war, giengen unglücklicher Weise zu Ende, und nichts konnte ihn zurück halten. In der Wuth, auf einen

Grenadier gefolgt zu sein, wollte er alles umbringen. Doch trat Verachtung an die Stelle der Wuth. Seine Sinne wurden ruhiger, und er schwur, allen Umgang mit der Dame von Berlitain aufzuheben, troz ihrer grosen Verbindungen, ihrer grosen Lippen, kleinen Augen, und breiten Augbraunen.

Er hielt Wort, und verschwand wie ein Bliz, als man ans Land stieg. Die dicke Gräfin hieng sich an Byty, und wollte sie nicht mehr verlassen. Wegen meiner Geburt, sagte sie, verdiene ich, daß Sie Mitleiden mit mir haben. Ich stamme von schottischen Königen ab, und man kann mir nichts vorwerfen, als ein zu zärtliches Herz und ein zu hiziges Blut; sie weinte und schluchzte, daß Byty gerührt wurde.

Ich habe mehr Gründe, eine Auferstehung zu glauben, sezte sie hinzu, als andere, denn ich fiel einst unter Strassenräuber, die mich fürchterlich quälten, und ich kam nur aus der Grube, in die mich die Barbaren geworfen hatten, durch den Beistand eines gutmüthigen Bauren hervor, der mich seufzen hörte. Byty war gut, fremdes Elend rührte sie; die Gräfin von Berlitain war von nun an

ihre Reisegefährtin, und der beständige Gegenstand ihres Mitleidens.

VII Kapitel.

Ankunft in Nantes.

—

Kaum war Byty mit ihrer ganzen Begleitung im Gasthofe angelangt, so stund ein Mann in einem grauen Ueberrocke, mit geröthetem Gesicht und einer rauhen Stimme, fest, wie eine Bildsäule, vor ihr. Es war — wer hätte das vermuthen sollen? — der ehrwürdige Pater Cantagallina: er war Byty gefolgt, um ihre Seele zu retten — sagte er, denn er fürchtete, die Religionskenntnisse, die in ihrem Herzen noch nicht feste Wurzel geschlagen hatten, möchten nie zur Reife gedeihen. Sie gab ihm kurze Audienz, denn — was der Magen für ein unhöflicher Geselle ist! — sie starb fast vor Hunger. Sie dankte dem lieben Pater für seine Sorgfalt, bat ihn auf den Abend zu sich, reiste aber sogleich nach dem Mittagessen, ohne jemand ein Wort zu sagen, mit der Gräfin, ihren Negerinnen und kleinen Negern nach Rochelle.

Cantagallina kam zur angezeigten Stunde wieder, merkte aber zum Unglück, daß er betrogen worden sei. Er suchte überall, fragte alle, die ihm aufstiesen, und er soll sogar geflucht haben, aber nur zwischen den Zähnen, denn laut — nein, das hätte seine schlaue Vorsichtigkeit nicht zugelassen!

Indessen fuhr Byty schnell, wie der Wind; Staubwolken erhoben sich im Wirbelwind, und waren Zeugen ihrer Geschwindigkeit. Kaum konnte sie einen Reisenden hören, der aus Leibeskräften halt! halt! schrie; endlich hielt sie, und siehe da, es war der Poet, mit dem sie von St. Dominiko nach Nantes gefahren war. Er ritt auf einem schrecklich grosen Gaule, der mit zween grosen Reisekörben belastet war, wovon in einem seine prosaischen, im andern aber seine poetischen Schriften waren. Nichts schmerzte ihn mehr, als daß er sich jeden Augenblick in die grausame Nothwendigkeit versezt sahe, seine Prosa oder seine Verse zu profaniren, denn er brauchte immer Papier. Er eröfnete Byty sein schmerzliches Anliegen, und sie riß ihn aus seiner Noth. Man gab ihm ein Rieß blaues Zuckerpapier, und dies Geschenk kam zur gelegensten Stunde, denn seine Schriften

waren sein einziger Schaz; auf sie gründete er sein Glück und sein Ansehen. Indessen war er, wie so viele andere, ein stolzes unbekanntes Autorlein, denn kaum weis man, daß er Glanternu hieß.

Der Staub hatte unsere Reisende stark incommodirt, und alle waren erhizt. Die Gräfin von Berlitain bekam Hämorrhoiden, as nichts, sondern gieng zu Bette; Byty bekam einen fieberhaften Anfall, as aber doch. Ihre Neger und Negerinnen leerten sechs Weinflaschen, und zur Erfrischung eine Bouteille Aquavit.

Früh Morgens um fünf Uhr trank man Thee. Die Gräfin trank auch, ob sie gleich noch nicht wohl war, und gab Byty guten Rath, in Ansehung ihres Betragens gegen die Franzosen. „Sie dürfen ihnen nur sagen, was jedermann wissen darf," sprach sie.

Dies war der Gegenstand ihrer Unterhaltung, als der unermüdliche Pater Cantagallina, ganz im Schweis, ganz athemlos, und nur allein mit dem Seelenwohl seiner theuren Byty beschäftigt, anlangte. Er war ihr Schatten, der ihr immer nachfolgte, und der, wie die böse Welt sagt, unaufhörlich auf Mittel sann, die junge Afrikanerin ihrer

achthundert tausend Livers mit frommer Verschlagenheit zu entledigen.

Der ehrwürdige Pater dachte, als eine Fremde, die gewissermassen ohne Vaterland und Namen war, könnte sie sich gar wohl mit vierzigtausend Franken begnügen, und er war so gefällig, daß er ihr den Vorschlag that, sie als eine lebenslängliche Rente anzulegen. Byty unterdrückte ihr Staunen und ihren Zorn, aber insgeheim bat sie die Gräfin, sie von einem so ungestümmen Menschen zu befreien: ich kenne meine Gutmüthigkeit, sagte sie, und wenn Sie ihn nicht fortschaffen, so wird er mich um alles bringen.

Die Gräfin war sogleich entschlossen, und befahl den Negern, den Pater ohne alle Umstände aus dem Fenster zu werfen; sie versicherte, es geschehe auf Befehl ihrer Gebieterin, die aber davon nichts wußte, und zwei Minuten darauf zeigten sie, wie gehorsam die Schwarzen sind. Cantagallina wußte nicht, wie ihm geschah. Er lag unvermuthet auf der Strasse, hatte einen schweren Fall gethan, drei Zähne verloren, ein Bein zerbrochen, und den untersten Theil am Rückgrad verrenkt. Man sah den Fall, hörte sein Aechzen, und das Volk drängte sich herbei.

VIII Kapitel.

Byty, die Gräfin und ihr Gefolge werden in's Gefängniß geführt.

Die französische Justiz ist bei Bestrafung von Verbrechen sehr kurz. Auf die Erzählung des Paters, dem man sogleich in einem Hospital die schleunigste Hülfe reichte, wurde Byty, und alles, was sie umgab, ins Gefängniß geführt. Nach sechs Stunden kam der Richter, dessen enormen Kopf man wohl auch für eines wilden Schweins Kopf ansehen konnte, und sein Secretair, mit einer Balle Papier unter dem Arme, die er sicher zu besudeln hofte, welches auch bis auf ein paar Seiten wirklich eintraf: diese beeden Herren brüsteten sich wie ein paar kalekutische Hähne, die ein Rad schlagen. Endlich wurden die Gefangenen verhört.

Die Sache war wichtig: die dabei interessirten Theile waren: ein Missionnair, der auser Stand gesezt war, ferner zu predigen und zu reisen: eine, wie man sagte, sehr reiche Afrikanerin, und eine Gräfin, mit einem hochansehnlichen grosen Namen. Man

formirte einen Verbalproceß. Byty verschanzte sich hinter keinen Titel, sondern sagte blos ihren Namen: Johanna Byty, gebohren zu Berissa, einer kleinen Stadt in Nigritien. Die Gräfin qualificirte sich, als die hochansehnliche, hochmögende Dame, Herculina Cesaretta Emerantia Adelheid von Marctene, gebohren von Mylord und Myladi von Marctene, entsprossen von schottischen Königen, Gemahlin des hochansehnlichen und bestmeritirten Herrn Grafen von Berlitain, Obersten eines Regiments leichter Truppen in königlich französischen Diensten, und Herrn der Schlösser von Merandoule, Berbantasse, Pinagafondis und anderer Orte.

Die Richter sagten sich ins Ohr, bei solchen Titeln dürfte man sich allerdings in Acht nehmen, daß man keinen Fehler begienge, und der kleine Secretair erhob sich von seinem Stuhle, und machte der titelreichen Dame einen doppelten Reverenz.

Byty wälzte die Schuld auf ihre Negern, diese aber klagten die Gräfin an, die ein Mißverständniß vorschüzte, und die ganze Sache für ein qui pro quo ausgab.

Bald

Bald war diese Tragicomödie die Unterhaltung der Stadt: man weis, wie schnell Neuigkeiten in Frankreich laufen, und wie die geläufige Zunge und der schnellfassende Verstand der Franzosen den geringsten Vorfall durch den längsten Commentar ersäuft. Die einen hielten die Gefangenen für blose Aventuriers, die andern aber witterten eine fette Prise. Diese nahmen die Parthei des unglücklichen Serviten, jene aber entschuldigten die Negern und die Gräfin.

Während dieser Zeit ächzte der zerstümmelte Pater laut, beweinte sein Bein und seine Zähne, als seine treuen Gefährten, die ihm so manchen Dienst geleistet hatten; aus Rachsucht beschuldigte er deswegen auch Byty vor Gericht, sie habe den Tod einer reichen Amerikanerin, ursprünglich einer Genueserin, Namens Zonzambino, beschleunigt, und führe ihr ganzes Vermögen bei sich.

Ihr Vermögen und alle ihre Güter wurden sequestrirt und versiegelt. Vergebens schrie man über Verleumdung, man mußte schuldig sein und leiden. Der Kerkermeister erhielt gemessenen Befehl, weder Pakete noch Menschen einzulassen, und die Erlaubniß, sich,

wie gewöhnlich, alles zehenfach bezahlen zu lassen.

Byty bat aufs dringendste, man sollte in aller Eil an den Intendanten der Insel schreiben, man that es auch, aber erst in sechs Monaten, um das Geld indessen nuzen zu können, denn N * * war ein Plaz, wo es gut circulirte.

Die Gräfin von Berlitain lärmte, schimpfte und fluchte, wie ein Heyde. — als die Witwe zweier Soldaten verstund sie das aus dem Grunde — doch endlich kam die Antwort. Es war gerichtlich bestätigt, daß Cantagallina verleumdet, und daß Byty nur mit sich genommen, was sie von der Dame Zonzambino geerbt habe, wie aus dem Testament zu ersehen war, wovon eine Copie beigelegt war. Dessen ohngeachtet mußte Byty mit ihrer Gesellschaft noch neun Monate im Gefängnisse bleiben, denn die Richter konnten sich nicht erwehren, die Interessen von ohngefehr siebenhundert tausend Franken einzustreichen. Gefangene der Art sind selten.

Byty hatte aus ihrem Gefängnisse eine Schule der Philosophie gemacht. Hier sammelte sie alle ihre vorhergehenden Erfahrungen, um sich gegen die Stöse des Schicksals

zu wafnen. Sie überzeugte sich ganz davon, daß das Uebel von der menschlichen Natur unzertrennlich wäre, und daß man den Verdruß wenigstens einzuschläfern lernen müßte, wenn man ihn nicht ganz aus der Seele vertreiben könnte.

Mit groser Mühe kam Byty wieder zu ihrer Casse. Sie mußte dem Pater für seinen Fall sechstausend Livers auszahlen, die Heilungskosten ersezen, und ihm ein neues niedliches hölzernes Bein machen lassen. Für die Gerichtskosten behielten die Richter zwölftausend Thaler zurück, und das war nicht zuviel, denn sie hätten alles behalten können. Das Parlement erfuhr ihr edles Benehmen bei dieser Sache, sie kamen in tiefster Demuth an Hof, und wurden weggejagt. Der erste Richter wurde in der Folge Apotheker, der zweite ein Pferdehändler, und der Sekretair handelte mit Liedern.

Byty dankte dem Himmel, daß sie für Geld frei geworden war, verabschiedete sich von ihrer Gräfin, die sie in eine so verdrüßliche Lage gesezt hatte, und schifte sich nach Quebec ein. Die Gräfin aber gieng mit dem Gelde, das ihr Byty gab, nach Bourdeaux. Der ehrwürdige Pater Cantagallina nahm

mit seinem hölzernen Bein den Weg nach Marseille.

IX Kapitel.

Byty geht nach Canada.

Das Schiff war beflügelt, und begünstigte ihr Vorhaben vollkommen. Die Reisenden formirten eine gar sonderbare Gruppe, deren geistige und körperliche Naturen eher Mitleiden als Lachen erregen konnten. Byty las fast immer, und das war auch das vernünftigste, was sie thun konnte. Man gewann unmerklich den Canada-Fluß, und fuhr nach einigen Wochen bei Quebec in Hafen ein.

Die Stadt ist hoch und nieder, hat aber rechtschaffene Einwohner, die die Fremden gut aufnahmen. Byty bekam durch die Sorgfalt des Capitains, der ihr Führer gewesen war, eine bequeme Herberge. Er brachte sie zu einer Muhme, die, wie einige sagen, blos von Deutschen herstammte, nach andern aber wirklich eine Deutsche war; das ist aber noch nicht ganz ausgemacht: wer der Sache genauer nachzuspüren beliebt, muß die Genealogie

nealogie des Panepasse = Dagoret, der aus Bourges stammte, untersuchen. Man begegnete der neu Angekommenen mit schuldiger Achtung. Sie wurde in den vornehmsten Häusern bekannt, und man verschafte ihr alle Vergnügungen des Landes; man bat sie fleisig zum Gans = und Triumphspiel, und versah sie bei Tische mit grosen Fischen. Die Nachbarn kamen zusammen; (die Canadier sind wirklich gute Leute) man sprach freimüthig, und entzweite sich nicht.

Sie wollte Monreal sehen, und sie sah es. Der Ort ist artig, und man kann sich daselbst mit geringen Kosten ein Vergnügen machen. Die Wilden, die die Religion civilisirt hatte, kamen auf den Markt, und das machte bei Byty den Wunsch rege, ihre Wohnungen zu sehen. Man gieng hin, und der Ritter Tripodin, Officier, sechs Fuß gros, einäugig und mit einer Schmarre im Gesichte, war der Führer. Er zeigte ihnen die Wohnungen der Wilden, die Christen waren, und derer, die es nicht waren. Byty fand die Leute einfältig und mit Häuten bedekt, wie unsere ersten Eltern.

Treulosigkeit und Verleumdung waren ihnen noch unbekannt: vielleicht haben sie diese

löbli=

löblichen Tugenden unsers gesitteten Europa indessen von der überall durchdringenden Mode gelernt. Sie lagen unter einander in ihren aus Baumzweigen und Häuten gemachten Hütten.

Diese Menschen sind wahrhaft glücklich, sagte Byty, wenn das Glück im Nichts haben besteht. Sie machten nicht viele Complimente. Da sich alles bildet, so kann man mit Grunde hoffen, daß sie auch einmal Tanz = und Ceremonienmeister haben werden. Sie boten ihre Ragouts an, die aber denen nicht baß behagt haben würden, welche keine Suppe essen. Man verließ sie mit dem Lobe ihrer Einfalt, und mit dem festen Entschlusse — ihnen nicht nachzuahmen.

Kaum war Byty nach Monreal zurückgekommen, so machte sie mit einer Dame, Bamuchtel, einer Frau ohne Kopf, aber voll Verstand, Bekanntschaft. Sie überredete ihre liebe Byty, (wie sie sie nannte) sich zu Canada niederzulassen. Man hat das Vergnügen, sagte sie, sich in einen schönen — freilich ziemlich theuren — Pelz zu kleiden: sie machte ihr eine weitläuftige Beschreibung von den Vergnügungen des Carnevals, die in kleinen Spielen, geringfügigen Unterhal-

tungen und reichbesezten Tafeln bestünden. Besonders rühmte sie ihr die Einigkeit, die unter den Familien herrschte, eine Herzlichkeit, die man sonst nirgends antrift, und das Vergnügen bei Schlittenfahrten. Gut, sagte Byty zu sich selbst, in diesem Lande giebts also keine Unvollkommenheiten; aber sie dachte bald anders, als die gute Dame hinzusezte, Canada sehe sich selbst nicht mehr gleich, seitdem die Emigrationen vieler französischen Landläufer die Sitten desselben verschlimmerten.

Fleischer, Bediente, Küchenjungen, Schornsteinfeger, sezte sie hinzu, sind zu unserm Unglück hieher gekommen, und haben alles vertheuert; sie bemächtigten sich hinterlistigerweise einiger Aemter, und zugleich auch des Volks, und sammelten sich auf unsere Kosten unermeßliche Reichthümer. Ich gerathe jedesmal in Zorn, wenn ich sie in ihren mit Borten und Spizen verbrämten Kleidern und in ihren Federhüten sehe, denn durch dieses leere Gepränge bringen sie unsere ehrwürdigen Officiere, deren Familien in Frankreich blühen, und deren Namen bekannt sind, um ihr Ansehen. Ich befürchte, diese Unordnung möchte noch viele andere nach sich ziehen,

und

und unser armes Vaterland dürfte einmal das Land der Feinde werden. Also auch hier findet man das Kapitel von widrigen Zufällen, rief Byty; aber wo find' ich ein besseres Land? Den folgenden Tag war sie in einer Gesellschaft, wo Paris sehr gelobt wurde. Man wiederholte zum öftern, daselbst könne man am ungenirtesten leben; man wähle sich nach seiner Laune oder nach seinem Geschmacke eine Gesellschaft, und die dasige Lebensart habe überhaupt etwas anziehendes. Byty vergaß das Gehörte nicht, und fuhr nach einigen Tagen mit der nächsten Gelegenheit nach Paris ab; sie schied nicht gerne vom Triumph= und Gansspiel und von der lieben Dame Bamuchtel, denn sie hatte dieses alles liebgewonnen. Besonders that ihr der Verlust des Umgangs mit den Frauenzimmern wehe, denn die Canadischen Damen sind klug.

X Kapitel.

Sie kommt wieder nach Frankreich.

—

Man mußte N** passiren, welches Byty sehr ungerne sahe: sie beschloß, am Bord

zu bleiben, bis sie eine Postchaise bekäme, und das tröstete sie.

Sie hatten hinter einander mehrere kleine Stürme, die aber zum Glücke blos Schrecken verursachten. Es war einer von den Menschen auf dem Schiffe, die nie den Verdruß kannten, die alles gut finden, und die singen, wenn andere weinen; er machte der Gesellschaft durch seine malerische Erzählungen und durch seine alten Gesänge, die gewiß unsern Liedchens und Arietten den Vorzug streitig machten, viel Vergnügen. Der lustige Passagierston ist auch nicht immer an der unrechten Stelle.

Er hatte alle Klassen durchwandert; bei der Armee wurden drei Theile von ihm aufgehangen, weil er geplündert hatte; in der Türkei war er beinahe gespießt worden, weil er über den Mahomet gespottet hatte; mehr als halb war er in Italien vergiftet worden, weil er die Maitresse eines Grafen, Durazzo, geliebt hatte; in Paris wäre er für einen misfälligen Spott beinahe auf's Rad gelegt worden, und eben jezt kam er aus England, wo man ihn weggejagt hatte, weil er in eine kleine Verschwörung verwickelt gewesen war.

Sieb=

Siebzehn verschiedene Lebensarten waren in das Gewebe seiner Tage verflochten. Als Vertrauter, Spion und Agent des Cardinals Alberoni rühmte er sich, an allen seinen Unternehmungen Theil gehabt zu haben.

Er sprach viel vom Prinzen von Ursino, und gab sich sogar für seinen Bastard aus. Er zeigte Briefe von dem grosen Vendome, und dies misfiel einem Soldaten so sehr, daß er ihn einen Lügner schalt, welchem er für sein Compliment den Degen durch den Leib rannte, daß er todt niederfiel.

Die Schifsgesellschaft schauderte, Byty fiel in Ohnmacht, der Mörder wischte kaltblütig seinen Degen ab, und fuhr in seiner Erzählung fort, als ob der Tod eines Menschen und einer Mücke einerlei wäre: aber die aufgebrachten Matrosen unterbrachen ihn, und warfen ihn ins Meer. Er protestirte dagegen, aber es half nichts, er mußte ertrinken: bisher hatte der Tod immer nur seinen Spaß mit ihm gehabt, jezt aber ergriff er ihn plözlich im Ernste.

Auf die Tragödie folgte das Nachspiel. Ein Mönch und ein Officier vertheidigten ihre Lebensart sehr heftig und mit viel Geistesaufwand gegen einander. Der Officier ver-

spottete den Mönch, und nannte ihn einen Taugenichts, und der Mönch schimpfte auf den Soldaten, und hieß ihn einen Mörder; der eine behauptete, es gebe keinen verächtlichern Stand, als den Stand eines Faullenzers, und der andere versicherte, es sei doch besser, nichts zu thun, als das menschliche Geschlecht zu tödten, und ein Mensch, den man für sein tägliches Gebet zu Gott bezahle, verdiene den Vorzug vor einem andern, der besoldet werde, damit er Geschöpfe seiner Art ausrotte; der eine bekräftigte mit einem Schwur, der Soldatenstand sei der glänzendste und ausgezeichnetste aller Stände, weil man die, welche für's Vaterland stürben, nicht genug ehren könnte; der andere warf ein, zu Venedig und zu Amsterdam betrachte man Leute, die auf das erste Zeichen plündern und rauben, als wahre Taglöhner, und es komme überhaupt darauf an, von welcher Seite man eine Sache ansehe.

Sie schlossen mit einer Umarmung, und waren darin vollkommen einig, daß jeder Stand zwei Seiten habe, und daß der Philosoph keinen Stand verachte.

Man versprach sich gegenseitig, weder von dem ertrunkenen Aventurier, noch von

dem

dem erstochenen Soldaten einem Menschen etwas zu sagen, aber man war noch nicht drei Tage am Land, so war es schon allgemein bekannt. Siehe da die Franzosen! —

Sobald Byty an's Land gestiegen war, nahm sie die Post, und fuhr mit ihrem afrikanischen Gefolge und ihrem kostbaren Kästchen nach Paris.

Zu Chatellenaut speiste sie mit zwei gefälligen Frauenzimmern zu Nacht, die sie in allem Ernste fragten, ob Canada gröser wäre, als die Insel Rhe, und zu Orleans sprachen die Einwohner nur von ihrer Stadt und von ihrem Wein mit ihr; sie sind von Natur schwazhaft, und enthusiastische Verehrer ihres Landes.

Hier war die auf dem Schiffe vorgefallene Catastrophe bekannt, und unsere unglückliche Reisende wurde obrigkeitlich verhört. Nachdem ihre Vertheidigung auf groses Stempelpapier geschrieben worden war, ließ man sie ihre Reise weiter fortsezen, weil man von ihrem vollen Geldkästchen nichts wußte. Da sie von allen Wirthen geprellt wurde, so dachte sie, sie müßte ihre Farbe bezahlen; zu Etampes durfte sie für ein mageres Huhn und für einige schlecht zubereitete Krebse nur

fünfzig Franken geben, weil es in das Kapitel der widrigen Zufälle gehörte, und man stahl ihr zu Chartres, das nachmals Arpajon genannt wurde, nur deswegen den Beutel, in dem ihr Nachtzeug war, und zwei Affen, weil es in der Welt — Räuber giebt.

XI Kapitel.

Ihre Ankunft zu Paris.

—

Sie glaubte, diese berühmte Hauptstadt der ganzen Welt schon von ferne sehen zu können, aber man sieht sie fast erst beim Hineinfahren. Bei dem Schlagbaume riß man ihren Wagen mit solchem Ungestümme auf, daß sie glaubte, sie werde von Räubern überfallen: einer Fremden, der die Gebräuche von Paris unbekannt waren, mußte das wenigstens so vorkommen. Sie fuhr über die neue Brücke, und sah hier sehr viele Stuzer, die, vor Kälte zitternd, (den Hut unter dem Arm) einem treflichen Schauspiele nachliefen, nemlich der Exekution einer unglücklichen Frau, die ihren Mann ermordet hatte. De gustibus non est disputandum.

Die

Die St. Honore Strasse — mit den glänzendsten Krambuden durchaus geschmückt — kam ihr wie eine Schlinge vor, die den Vorübergehenden gestellt ist: hier kauft man wirklich um viel Geld kindische Moden, deren einziger Werth die Neuheit ist.

Da man nichts als Neger in dem Gasthofe ankommen sah, in dem sie abstieg, so konnte sich fast niemand von der Stelle bewegen, bis man wußte, daß sie die Frau wäre, und besonders bis sie Gold gezeigt hatte. Alsdann kam die Wirthin, mit einer aufgeworfenen Nase, und führte sie in ein Zimmer, das mit einigen räucherichten Spiegeln geziert war, und auf dessen alten Tapeten alles Geflügel des Hofes zu sehen war: sie foderte davor dreihundert Livres, und Byty ließ es sich gefallen.

Bald kamen Lehnkutscher, Bediente ꝛc., und boten ihre Dienste an, mit dem festen Entschlusse, die Fremde zu prellen. Byty befand sich — entweder wegen der Beschwerlichkeiten der Reise, oder wegen des Wassers der Seine — nicht wohl, und durch ein sonderbares qui pro quo ließ man zwei Aerzte auf einmal kommen. Der eine behauptete,

er sei von der Fakultät von Montpellier, und verdiene deswegen den Vorzug; der andere führte seine Kranken an, lauter Personen vom ersten Stande, und das veranlaßte einen lebhaften Streit. Es ist gewiß, daß sie beide viele angesehene Personen herzählen konnten, die sie ohne viel Geräusch durch die Vortreflichkeit ihrer Kunst auf den Kirchhof befördert hatten.

Der Arzt von Montpellier, der den Pariser überschrie, gewann endlich. Bald zählte er alle Krankheiten her, die Byty nicht hatte; er rieth ihr alles, was für sie am wenigsten taugte. Das dauerte aber, zum Unglück für den Doctor, nur acht Tage; er besuchte die Kranke jeden Morgen und jeden Abend dreimal, und hofte durch die Geschicklichkeit, mit der er solche Krankheiten zu behandeln wußte, so viel zu verdienen, daß er damit eine starke Schuld abtragen könnte. Byty war es müde, länger das Bette zu hüten, und gieng aus.

Man hatte sie an Herrn Vidien, den reichsten und rechtschaffensten Banquier von Paris, addressirt, und bei diesem legte sie sechshundert tausend Livres auf eine lebenslängliche Rente nieder: sie sezte ihr ganzes

Ver=

Vertrauen in ihn, und er verdiente es auch. Er glaubte nicht besser für ihre Belustigung sorgen zu können, als wenn er bei der Frau von Esmasur für sie ein Zimmer miethete, einer Dame, die auserordentlich begierig war, alle Fremden kennen zu lernen.

XII Kapitel.

Schilderung der Frau von Esmasur.

Die genannte Dame war die Frau eines Supplikenannehmers, und ganz aus Romanen und Komödien zusammengesezt. Ihr Vergnügen war, beständig schöne Phrasen und erhabene Empfindungen zur Schau zu tragen, und alle Aventuriers um sich her zu versammeln, um als Belletristinn zu glänzen.

Der Herr von Esmasur, ein sehr schwacher Kopf, beklagte sich oft bitter, wenn er sein Haus immer von Fremden aller Art voll sah, aber man ließ ihn jammern, und wenn seine Klagen zu laut wurden, so ließ man ihn Trictrac spielen, welches ihn besänftigte.

Byty, in Begleitung zweier Negerinnen und zweier kleiner Neger, war für ihn ein ganz

ganz sonderbares Phänomen. Er konnte nicht begreifen, daß man so schwarz sein, und mitten aus Nigritien kommen könnte, um bei ihm zu wohnen. Die Frau von Esmasur sprach deswegen mit ihm von der Geographie, aber er begrif nichts.

Sie gewann unsere Afrikanerin auserordentlich lieb, und so oft sie sie reden hörte, schalt sie ihre beiden Söhne derb aus, daß sie nicht so fein sprächen, wie das Fräulein Byty. Man stritt Morgens und Abends über litterarische Gegenstände, und der französische Merkur und die Blätter des Abbe de Fontaines, die damals Mode waren, entschieden, wer recht hatte. Man würdigte jeden Schriftsteller, wie ers verdiente, und die Frau von Esmasur schmeichelte sich mit ihren ganz geistigen Empfindungen, die sie, nach ihrer Aussage, allen andern vorzog.

Als sie einmal einige liebenswürdige und besonders kluge Musketirer zu sich gebeten hatte, wünschte sie ihren Mann aus dem Hause zu bringen; sie sagte also zu ihm, zu Chantilly werde ein groses Fest gegeben: er lief hin, sah aber nichts, als was man täglich daselbst sehen kann.

Die

Die romanhafte Dame konnte kaum das Lachen zurückhalten; aber sie wurde mit gleicher Münze bezahlt. Einige Spaßmacher meldeten ihr, eine niederländische Dame, Margadon, bäte sich sogleich ihren Besuch aus. Ein sechs Fuß hoher Schweizerofficier mußte die Rolle der Fremden spielen; man gab ihm, nebst einem Soldaten, seiner Kammerfrau, einen höchst burlesken Anzug. Die Frau von Esmasur wurde hintergangen; sie umarmte den Schweizerriesen, als eine Person ihres Geschlechts sehr herzlich, und erst, als er ihr zur Erfrischung einen Schluk Branntewein anbot, merkte sie den Betrug: statt aber darüber böse zu sein, lud sie ihn vielmehr zu sich, sobald sie wußte, wer er wäre, mit der Versicherung, er könne zwar eine sehr komische Frauenzimmerrolle spielen, sie verspräche sich aber doch in seiner natürlichen Gestalt noch mehr von ihm: das heißt sich auf eine feine Art aus der Sache ziehen! Dieser Auftritt belustigte die Stadt, so lange eine solche Begebenheit Paris beschäftigen kann. In der Provinz würde man noch jezt daran denken, aber in der Stadt war es sogleich vergessen.

Die Frau von Esmasur entzweite sich doch am Ende mit Byty, und zwar im Spiel. Die arme Negerinn gewann immer, und das ist bei den Pariserinnen, die das Spiel lieben, eine unverzeihliche Sünde.

Weit weniger glücklich war sie bei der Baronesse von Lubini, denn sie verlor bei ihr in einem Monate neunzehntausend Livres. Die geheime Geschichte dieser Baronesse wäre gewiß sehr interessant, wenn sie bekannt würde.

Sie hatte beständig zwölf Hunde bei sich, die die Namen ihrer zwölf ersten Liebhaber führten; und ob sie gleich schon ihr achtzigstes Jahr zurück gelegt hatte, so hielt sie doch jeden Tag dreimal Toilette, in der Hofnung, irgend einen Unverschämten zu finden, der ihre Tugend auf die Probe sezen würde.

Nicht sowol der Verlust, den Byty bei der Baronessinn erlitt, sondern vielmehr die Geschichte eines unglücklichen Abbe, mit dem sie Mitleiden hatte, entleidete ihr das Spielen.

XIII Kapitel.

Der unglükliche Abbe.

Ich bin, sagte er zu Byty, der unglücklichste Mensch. In der kleinen Dorfkirche, nahe bei Areale, wo ich als Prediger angestellt bin, brach unglücklicherweise am fünf und zwanzigsten October des Nachts Feuer aus; es wurde glücklich gelöscht, aber die Sacristei lag schon auf einem Aschenhaufen. Mein armer Küster, den ich noch beweine, denn er war zugleich mein Koch und mein Stallknecht, kam um, als er den priesterlichen Schmuck retten wollte. Alles verbrannte, bis an ein schwarzes Meßgewand; man sammelte deswegen unter den Einwohnern, und brachte mit unsäglicher Mühe die Summe von zwei tausend sieben und neunzig Livres, sieben und einen halben Sol zusammen; ich hatte die Aufsicht über das Geld, und sollte einen neuen priesterlichen Schmuck dafür kaufen.

Man schikte mich deswegen nach Paris, wo ich gleich nach meiner Ankunft zu meinem größten Unglück den Herrn von Guirbale,

bale, einen biscaischen Edelmann, meinen alten Schulfreund, antraf, der mich an diesen verfluchten Ort hieher brachte, um mir eine Stunde lang die Zeit zu verkürzen.

Wenn ich eine Karte sehe, so bin ich meiner nicht mehr mächtig. Ich machte den Beutel auf, in dem das anvertraute Gut ganz ruhig lag, und nahm ein Louis heraus, dann zwei, — vier, — acht, — sechzehn, — zwanzig; kurz alles verflog. Nun erkannte ich meine Thorheit, aber, leider, zu spat, denn ich kann den Verlust nicht ersezen, da ich vom Zehenten leben muß, und kein angeerbtes Vermögen habe; nichts als dieses schwarze Kleid bleibt mir übrig, und ich werde Requiem singen müssen, wenn jedermann Halleluja singt. Ich war zeitlebens unglücklich, und wenn die Menschen ohne Köpfe geboren würden, so wäre ich gewiß ein Hutmacher.

Diese Erzählung, im gasconischen Tone vorgebracht, und durch bewegliche Thränen unterbrochen, rührte das Fräulein Byty; sie gab dem mehr unglücklichen als sträflichen Priester das Leben wieder, indem sie ihm seine verlorne Summe herzählte. Er verfertigte sogleich zum Lobe seiner grosen Wohlthäte=

thäterinn eine Hymne, und sang sie nach einer Kirchenmelodie ab. Er sezte sie unter die Wunderthäterinnen.

XIV Kapitel.

Die alte Marquisinn.

—

Diese Bekanntschaft machte unsere Afrikanerinn auch noch bei der Frau von Esmasur, von der sie zu einigen Betschwestern zog.

Nichts war burlesker, als die Marquisinn von Pomperavit. (so hieß sie) Sie hatte eine riesenförmige Gestalt, ein dreiekigtes Gesicht, eine vierekigte Nase, eine weit hervorragende Stirne, und dieses alles bedekte sie mit rother, weisser und blauer Schminke, die an einigen Orten abfiel, und öfters Ungleichheiten der Haut sehen ließ, die man für Narben oder Fleken hielt. Diese Reize stunden mit den neumodigsten Spizen und Kleidern in Verbindung, und ein und siebzig Jahre vollendeten das Portrait.

Sie wohnte bei den Sümpfen, in der Zwölfthor-Strase, aber nicht deswegen, wie sie versicherte, als ob ihr Gesicht nicht mehr

den Glanz der Vorstadt St. Germain und der St. Honore Strase ertragen könnte, sondern blos aus ökonomischen Ursachen, denn nach ihrer Aussage beliefen sich ihre jährlichen Einkünfte nicht höher, als auf fünf und zwanzig tausend Livres.

Ich muß Ihnen meine Geschichte erzählen, sagte sie zu Byty. Ich stamme von väterlicher und mütterlicher Seite von einem sehr grosen Hause her, und der Herr von Pomperavit, ob er gleich ein treflicher Edelmann und Officier war, kam mir in Ansehung des Adels nicht gleich. Ich verlor ihn sehr jung, ohne Kinder von ihm gehabt zu haben: meinen Witwenstand machte ich mir durch häufige Besuche erträglich, die ich bis auf diese Stunde erhielt und gab. Wenn die einen starben oder wegreisten, so sah ich andere, und ich hatte nie einen Mangel, als seitdem ich bei den Sümpfen wohne.

Damals meldete mir die Gräfinn von Rubineau, die immer viele Perigordiner kennt, den Besuch des Baron von Perverac; ich erwartete ihn an dem bestimmten Tage, und sah ihn mit dem größten Vergnügen, gleich dem Gott Mars, aus einem blauen Wagen steigen. Ich wollte ihn malen; er steht noch

vor

vor mir. Er trug ein himmelblaues, mit Silber bordirtes Kleid, und sein Bedienter war ein Mohr, in einer gelblichten Livree, welches sich ungemein wohl zusammen schikte. Er zeigte sich als ein Mann von Stande, machte einen gustösen Reverenz, sprach ungemein artig, lachte bescheiden, aber zum Entzüken schön, und wußte zu gelegener Zeit das Schnupftuch, oder ein Riechfläschchen, aus dem die herrlichsten Wohlgerüche aufstiegen, herauszuziehen.

Unsere Bekanntschaft war schon das erstemal ziemlich genau geschlossen; er sagte mir, er müßte sein Winterquartier zu Paris halten, und würde mich deswegen öfters besuchen; ich war entzükt darüber. Er entdekte mir einige von seinen geheimen Begebenheiten, die ihm Ehre machten, und besonders ein edles, zärtliches und treues Herz verriethen, gerade so, wie ich es liebe. Ich bat ihn zum Abendessen, und er nahm es sogleich an, und zwar mit einer unbeschreiblich reizenden soldatischen Mine. Unser tête-à-tête war mehr werth, als alle Congresse zusammen genommen; er war sehr aufgeräumt, und würzte die Unterhaltung mit mancherlei kleinen anmuthigen Geschichtchens, die mich

noch mehr überzeugten, daß er zum Lieben geschaffen wäre. Ich erstaunte nie mehr, als da man ihn nach einer vierzehntägigen Bekanntschaft früh Morgens um sieben Uhr bei mir meldete, mit der Bitte, ihn sogleich vorzulassen, weil er mir etwas sehr wichtiges zu sagen hätte. Ich ließ mir eiligst meinen Schlafrok geben, (man hat immer noch etwas zu verbergen) und seine ersten Worte, als er bleich, wie ein Gespenst, ins Zimmer trat, waren: ich glaubte den Winter zu Paris zubringen zu können, aber zum Unglük verlor ich bei dem Herzog von * * im Spiel hundert und fünfzig Louis, und das macht mich äuserst verlegen; ich muß mir deswegen in der Provinz zu helfen suchen.

Es giebt im menschlichen Leben ganz sonderbare Lagen. Er begleitete seinen Abschied mit einem so zärtlichen ich weis nicht was, das mir unbeschreiblich wohl gefiel, das ich nicht beschreiben kann, und das die Kraft hatte, meine Kasse zu öfnen, worin noch einiges Geld war. Ich ließ die Kammerfrau hinausgehen, und zählte ihm baare zweihundert Louis auf den Tisch.

Jezt glaubte sich der kleine Schmeichler, der Frauenzimmer und Toiletten kennt, etwas

was herausnehmen zu können, aber ich hemmte weislich seinen verliebten Ungestümm. Obgleich meine Ehe mit dem Herrn von Pomperavit nicht gesegnet gewesen war, so fürchtete ich mich doch mit Recht vor den Folgen einer solchen Catastrophe; ein unglüklicher Augenblik kann alles entdeken. (nicht zu vergessen, sie war ein und siebzig Jahr alt) Ich bat mir keine Handschrift aus, weil er mir von dem Ehrenworte eines Officiers einen sehr hohen Begrif beibrachte. Er versprach mir heilig, mich zu bezahlen, sobald er nach Verdun käme; er habe bei seinem Regimente, das da in Garnison läge, Geld stehen. Ich war zufrieden, und sah täglich meinen Baron, der mir immer lieber wurde, weil er mir stets die Hofneuigkeiten zuerst überbrachte, mit meinem Papagey scherzte, und als der leidenschaftlichste Liebhaber mir bei der Toilette aufwartete.

Er bekam wegen seiner zärtlichen Ergebenheit zu verschiedenen Zeiten noch hundert Louis von mir, die er mir, wie das übrige, in schönen Aniskörnern von Verdun, den einigen, die ich ertragen kann, zurükbezahlte. Er meldete mir in einem schönen Briefe, daß der Ueberbringer der Aniskiste mir zugleich

meine dreihundert Louis auszahlen würde, aber das war gewiß ein Sylphe, denn ich sah niemand, und konnte auch nie erfahren, wie die Küste mir zugekommen war; man brachte sie, aber ohne Geld. Wir sind wenigstens dreisig Witwen zu Paris, alle von Stande, und alle in Gefahr, von jungen Flüchtlingen hintergangen zu werden; sie nehmen uns durch ihre theatralischen Minen ein, und wenn sie unser Zutrauen gewonnen haben, plündern sie uns, und zerrütten unser Hauswesen.

Sie schloß mit den Worten, dieser Vorfall habe sie aufmerksam gemacht, um von keinem solchen Aventurier mehr betrogen zu werden. Diese Erzählung war um so komischer, da die Marquisinn eine Grenadiersstimme hatte, und mit ihren energischen Ausdrüken die lächerlichsten Minen und Bewegungen verband. Das war für unsere Negerinn eine wahre Comödie.

—

XV Kapitel.

Sie wohnt bei einigen Betschwestern.

Byty zog zu drei Mädchen, die zum Beten geboren zu sein schienen, denn ihre Nasen glichen den Löschhütlein, ihre Augen stunden kreuzweis, ihre Ohren wie Cherubins-Flügel, ihr Mund war wie ein Weihkessel, und ihr Rüken wie ein Pult; sie sprachen nur von Einsamkeit und Gebet, hatten aber die Thorheit, sich für inspirirt auszugeben. Ein kurzer, dikleibigter, grauer Abbe, dessen Füse, Kopf und Arme nicht für einen Rumpf geschaffen zu sein schienen, bestärkte sie gütigst in diesen Gesinnungen. Er schmälte beständig auf das Vaterland, nannte es ein bloses Hirngespinnst, und führte sich selbst zum Beispiele an; er habe nemlich einmal bei einem dringenden Bedürfnisse an dasselbe geschrieben, und nie eine Antwort erhalten. Auf seine Vorstellung, die man wie ein himmlisches Orakel verehrte, durfte weder Byty, noch jemand von ihrem Geleite, öfter als jede Woche dreimal ausgehen, und auch daraus machte man ihr noch ein Verbrechen,

wenn sie nicht einige Schwärmer besuchte. Aber dieser Ort taugte am allerwenigsten für eine Afrikanerinn, die ihr grôstes Glük in die Freiheit sezte, und die nur deswegen reiste, um das Merkwürdigste und Wissenswertheste zu sehen und zu hören.

Aber welche Catastrophe! Als sie eines Abends spat nach Hause kam, sah sie sich plözlich von Polizeibedienten umringt, die sie ins Gefängniß führten. Vergebens schrie sie, und fragte nach ihrem Verbrechen; erst nach drei Tagen erfuhr sie die Ursache ihrer Gefangennehmung im Verhör. Man sah aber wohl, daß sie sich nicht mit Sectenstiften abgebe, deswegen ließ man sie los, verbot ihr aber doch, wieder zu den Betschwestern zu gehen, die sie in diese Verdrüßlichkeit verwikelt hatten, und die zerstreut wurden.

Ihr Erstaunen und ihr Schmerz war sehr gros, als sie hörte, daß ihre beiden Negerinnen sich an einem sehr zweideutigen Orte aufhielten; die eine kam wieder zu ihr, die andere aber blieb unglüklicherweise daselbst.

Das Schiksal ihrer beiden kleinen Neger erfuhr sie ganz von ungefehr. Als sie einmal am Richtplaze vorbei gieng, sah sie den ältesten, der, weil es ihm an allen Noth-

wendig-

wendigkeiten gefehlt, gestohlen hatte, und nun am Pranger stund, um dann auf die Galeere gebracht zu werden; und als sie einmal bei dem Armenhause Viceten vorbei gieng, sah sie den jüngern daselbst; man ließ ihn gehen, und sie nahm ihn mit gepreßtem Herzen wieder zu sich.

Ach! wo bin ich? Man nimmt mich gefangen, man verdammt meine Neger zu schimpflichen Strafen, man entehrt meine Negerinnen und betrügt mich im Spiel. Welche Lage! Aber sie mußte sich darein finden, denn sie war das Spiel eines unglüklichen Verhängnisses.

XVI Kapitel.

Sie zieht zu einem Autor.

—

Von ungefehr wurde sie mit einem sonderbaren Menschen bekannt, der — halb Dichter und halb Geschichtschreiber, oder vielmehr keines von beiden — die Tollheit hatte, jedermann mit seinen elenden Versen und Erzählungen zu foltern.

Die gute und gefällige Byty ließ sich nicht lange bitten, ihre Wohnung bei ihm zu neh-

men; aber das mußte sie theuer bezahlen, denn jeden Abend mußte sie entweder das erbärmliche Machwerk des Herrn Riveto (so hieß der Mann) anhören, oder einen offenbaren Krieg mit ihm anfangen. Aber troz ihrer natürlichen Sanftmuth konnte sie es doch nicht lange aushalten, und unser Original gab ihr im ersten heftigen Schmerz, den ihm die Misbilligung seiner poetischen Producte verursachte, den Abschied.

Aber am andern Morgen erkannte er seinen Fehler, und machte so viele Entschuldigungen, daß sie wieder blieb; doch das dauerte nicht lange, denn da sie bald darauf die Schwachheit hatte, eine Elegie von ihm anzuhören, fand sie dieselbe so elend, daß sie sich nicht enthalten konnte ihm zu sagen: diesmal finde ich mich beleidigt, und nehme deswegen meinen Abschied. Sie zog wirklich an einen andern Ort, weil sie sich vor den Folgen einer solchen Besessenheit fürchtete.

Herr Riveto war es allein, der seine Arbeiten liebte, und ob er gleich gar kein Lob verdiente, so hielt er sich doch für den einzigen lobenswürdigen Menschen. Das ist gewöhnlich.

Man erinnert sich noch der Antwort, die er einer Schildwache gab, welche, wer da? zu ihm rief. Mein Herr, ich bin ein Dichter, sagte er, und wenn Sie mir erlauben, in die Wachstube zu gehen, so will ich Ihnen etwas neues vorlesen. Hier las er eine anakreontische Ode vor; aber die Soldaten fanden ihn und seine Arbeit so auserordentlich, daß sie ihn als einen Narren gefangen behielten. Auf das Bitten seiner Verwandten wurde er wieder los gelassen, welche versicherten, seine Narrheit mache ihn blos zum Bewunderer seiner selbst, und zur Quaal aller derjenigen, die ihn hörten.

XVII Kapitel.

Byty geht in ein Kloster.

—

Zu Paris war ein Kloster, das schöne Gebäude und einfältige Köpfe zu Bewohnern hatte. Die Vorsteherinn dieses Klosters hatte ihr sieben und achtzigstes Jahr zurük gelegt, und ließ sich überreden, ein Roman sei ein Andachtsbuch, ein Musketirer, ein Handwerksmann und so weiter.

Hier

Hier vermehrte die unglükliche Byty die Zahl der Kostgängerinnen und die Kette ihres Unglüks. Ihre Farbe hätte beinahe eine Spaltung in Kloster veranlaßt, und sie wäre sogleich wieder fortgeschikt worden, wenn sie nicht die Vorsteherinn in Schuz genommen hätte, weil sie mehr bezahlte als andere. Man suchte sie auf alle Art wegzuschaffen, und da alles vergebens war, so begiengen zwo Kostgängerinnen die Niederträchtigkeit, ein neugebornes Kind heimlich in ihr Bette zu steken und auszusagen, sie sei niedergekommen. Die Vorsteherinn betheurte bei der heiligen Gertrud, deren Namen sie führte, diesem Gerüchte bis auf den Grund nachzuspüren und die Schuldigen hart zu bestrafen.

Byty durfte lange um einen Arzt und Wundarzt rufen; der Zugang zum Kloster war verschlossen. Endlich aber gelang es doch den Nonnen, die an dem Complot weiter keinen Theil hatten, Aerzte herzuschaffen. Sie bezeugten beim ersten Anblik des Kindes, Byty könne unmöglich Mutter zum Kinde sein, weil dasselbe ganz weiß wäre; und nachdem sie zur Beruhigung unserer Afrikanerinn und zur Bezeugung ihrer Unschuld eine Untersuchung angestellt hatten, verliessen

sie

sie das Kloster mit der Versicherung, dieses Gerüchte sei eine schändliche Verläumdung.

Die Vorsteherinn und die Nonnen hielten es für ihre Pflicht, die beiden Fräulein, die den Betrug gespielt hatten, wegzuschiken: da aber ihre Cousine eine angesehene Hofdame war, so blieben sie, und die unglükliche Byty mußte das Kloster verlassen. Ein herrlicher Stoff gegen das Jahrhundert loszuziehen!

XVIII Kapitel.

Eine Herzoginn gewinnt sie lieb.

—

Paris ist ein sonderbarer Ort; Byty hatte achtzehn Jahre daselbst zugebracht, ohne daß sich ein Mensch um sie bekümmert hätte, auf einmal aber wurde sie der Gegenstand der allgemeinen Neugierde: von allen Seiten strömte man den Thuillerien zu, um sie zu betrachten; die einen, als eine Afrikanerinn, die nicht die Farbe der Franzosen hatte; die andern, als ein Mädchen, das sich durch seine auserordentlichen Begebenheiten und durch sein sonderbares Wesen auszeichnete;

te; man stellte sich auf die Bånke, um sie zu betrachten, und trat in Haufen zusammen, um sich ihr zu nåhern.

Es gab einen Kopfpuz, Eventails und Muffe a la Byty.

Dieses allgemeine Gerede bewog die Herzoginn von ** sie zu sich zu nehmen. Diese Herzoginn war die originellste Frau, die es nur geben konnte; sie war Stuzerinn bis zum nårrisch werden, und hatte sich mit ihrem Prediger entzweit, weil er ihren Sohn nicht unter dem Namen Zephyr, und ihre Tochter unter dem Namen Narcisse hatte taufen wollen. An Byty hatte sie weiter nichts auszusezen, als daß sie den Bisam nicht liebte, und zu ferne von Påris geboren war. Sie ließ sie, wenn es ihr gerade einfiel, an ihrer Tafel speisen, und hier hatte unsere Afrikanerinn die Ehre vor den Grosen zu erscheinen, von ihnen wohl aufgenommen zu werden, und selbst einige Geschenke von ihnen zu empfangen.

Die Herzoginn war fast immer auf dem Lande, wo ihre Bediente wieder andere Bediente hatten, und niemand recht bedient wurde; hier war es auch, wo sie einmal, als sie eine Sonnenfinsterniß sehen wollte,

die

die sich um acht Uhr zeigen sollte, den Befehl gab, sie erst um eilf Uhr zu weken, weil sie gewiß wisse, wie sie hinzusezte, daß man bei solchen Gelegenheiten nie so bald aufange, als man es vorhabe.

Ihre Unbeständigkeit machte allen zu lachen, die sie kannten. Sie hatte nun Byty genug gesehen, gleich einem Kleide, das nicht mehr Mode ist, und unsere Afrikanerinn sagte bei dieser Gelegenheit sehr artig: **Was die Franzosen für ein sonderbares Volk sind! die Fremden scheinen nur da zu sein, damit sie mit ihnen Komödie spielen können! Man hat den Umhang aufgezogen, man hat mich gesehen, beklatscht, und schon ist meine Rolle zu Ende.**

Die Herzoginn war es überdrüssig, die Sonne immer zu sehen, weil sie zu alt wäre; sie änderte, wie dieses Gestirne, jeden Monat ihr Haus, und, um sie besser zu copieren, hatte sie zwölf Häuser, die die Zeichen des Thierkreises vorstellten, und auch die Namen derselben führten. So war Madame bald im Steinbok, bald im Scorpion. Ihre Bediente hiesen wie die Planeten; Mars, Mercur, Jupiter, Saturn.

Man darf sich nicht wundern, daß man bei einer solchen Frau den zierlichsten Stuzer von Paris fand. Der Ritter von Azuris stellte sich hier als Byty's Liebhaber dar; des beständigen Anbliks der Weissen überdrüssig, sagte er, wäre sein Herz nun vorzüglich der Fremden ergeben.

„Blos um vielen unserer galanten Damen einen Streich zu spielen, schrieb er ihr, suchte ich Ihnen Liebe einzuflösen; wollen Sie aber jezt meine Wünsche erhören, so will ich Sie, wider allen Anschein, unwiderruflich lieben. Entschliesen Sie sich, ein Franzos wartet nicht gerne lange."

Byty lachte darüber, und dabei blieb es, obgleich Azuris damals der erste Stuzer war, da er alle ersinnliche Reize und alle Talente eines Hofmannes hatte. Er führte die zierlichsten Nachtkleider, Augengläser, und viele andere Dinge ein; Byty antwortete ihm, sie sei nicht reizend genug, um einen Pariser zu fesseln, und da sie die Aufrichtigkeit und Einfalt selbst sei, so könne sie unmöglich einen Herrn interessiren, an dem alles künstlich und modisch wäre. Kaum hatte sie ihm diese Antwort geschikt, so erfuhr sie, er habe mit einem Officier einen Streit deswegen angefangen,

fangen, wer von ihnen zuerst ins Opernhaus hinein gehen dürfte, und sei auf der Stelle erstochen worden. So vergieng der Ritter von Azuris, wie eine Rose, die der Sturmwind zerknikt, nachdem er vorher ihre liebliche Schönheit gehabt hatte.

Man beweinte ihn, aber er wurde bald durch den Marquis von Beau-Sejour ersezt, und in kurzem vergessen. Die Stelle eines Stuzers bleibt zu Paris nicht lange unbesezt.

XIX Kapitel.

Byty besieht ein Landgut, in der Absicht, es zu miethen.

In öffentlichen Blättern wurde die Vermiethung eines treflichen Landgutes in der Picardie bekannt gemacht; sobald es die Afrikanerinn erfuhr, eilte sie mit einem Commis des Herrn Vidien dahin. Aber wie gros war nicht ihr Erstaunen, als sie bei ihrer Ankunft die Sturmgloke läuten hörte. Das geschah ihr zu Ehren, denn man hielt sie wegen ihrer Farbe für einen Wärwolf. Sie konnte nur einen flüchtigen Blik auf das Schloß werfen, das ihr wegen des Gehölzes,

Baumgartens, Grabens und Einganges sehr wohl gefiel.

Sie nahm ihre Zuflucht zu dem Prediger, einem Manne, dessen Augen sich im Fett verloren, und dessen Zunge die trivialsten Worte sehr schwerfällig herauspreßte. Nur mit Mühe schleppte er seinen Wanst bis ans Fenster, um den Bauren, komisch genug, zuzurufen, es gebe schwarze und weisse Menschen, wie es schwarze und weisse Erbsen gebe, und die Frau, die sie vor sich sähen, sei weder ein Wärwolf, noch ein böser Geist, weil sie keine Hörner habe.

Da er der Geiz selber war, so sehr, daß er ein Leichentuch statt der Betdeke gebrauchte, und das ganze Jahr nichts als stinkenden Spek und Erdäpfel aß, so zeigte er dem Fräulein Byty ein Dorf, wo sie bequem über Nacht bleiben konnte. Sie mußte sich also, unter den Schmähungen der Bauren, die sich nicht überzeugen ließen, auf den Weg machen, und durch die Felder fahren, obgleich die Nacht schon einbrach, um das angezeigte Dorf zu finden. Man verirrte, und kam erst Nachts um acht Uhr, bei einem starken Regen, vor ein sehr altes Schloß,

das

das von einem sehr alten Edelmanne bewohnt wurde.

Er empfieng Byty, erstaunt und erschroken, bis ihm der Commis des Herrn Vidien die Ursache ihrer schwarzen Farbe, die Absicht ihrer Reise, und den unangenehmen Zufall, der sie hieher führte, entdekte.

Nachdem er ihnen Stühle angeboten, von seinen ehemaligen Feldzügen, seiner Verbindung mit den Grafen von Flandern, dem Alterthume seines Hauses, und den Schmerzen, die er jedesmal empfinde, wenn sich das Wetter ändern wolle, mit ihnen gesprochen hatte, so ließ er die Frau von Fulminanbourg, seine edle Ehehälfte, rufen; sie erschien wie eine Magd, hatte aber doch in ihrer Bildung einige Züge, die ihre edle Herkunft verriethen; als sie die Afrikanerinn und ihre Kammerfrau erblikte, fuhr sie vor Schreken drei Schritte zurük.

Indessen kamen auch zwei Fräulein ins Zimmer, die eine mit einem Spinnroken, die andere mit einem alten französischen Robinson in der Hand; sie schnitten Gesichter, sperrten die Augen auf, und zischten einander ins Ohr; ein kleiner Vikar suchte sie aus ihrer Verlegenheit zu ziehen. Man berath-

schlagte im Stillen, ob man das Fräulein Byty und ihren Reisegefährten an die Tafel des Herrn von Fulminanbourg ziehen sollte, denn diese Gnade wurde nicht jedem zu Theil; da man aber hörte, daß sie sehr reich wäre, so beruhigte man sich, und machte deswegen weiter keine Schwierigkeiten.

Madame war sehr unruhig, weil ihre drei Söhne nicht zurük kamen, die auf die Jagd gegangen waren, um morgen die Gräfinn von Barbassonne zu regaliren. Endlich kamen sie, tüchtig durchnäßt und beschmuzt; sie erzählten ein langes und breites von einem Hasen, den sie verfehlt hatten, welchen sie aber morgen doch zu haschen hoften. Darauf breiteten sie einige Kaninchen und Rebhühner auf dem Tische aus, worüber Mama und Papa eine herzliche Freude hatten.

Nun war es Essenszeit, und man servirte eine alte Gans, etwas von einer stinkenden Schöpskeule und zwei Tauben. Byty wurde, nebst vielem andern, auch gefragt, ob in ihrem afrikanischen Vaterlande die berühmte Gräfinn von Barbassonne nicht bekannt wäre; sie führe Lilien in ihrem Wappen, besize vier Dörfer, und eine prächtige Garderobe, mit goldenen und silbernen Franzen.

zen. Man beklagte Byty sehr, daß es in ihrem Vaterlande keine Schlösser, wie in der Picardie, gäbe.

Die drei grosen Bengel lachten beständig, und ihre beiden Schwestern zankten mit ihnen. Die Frau von Fulminanbourg wollte die Weltdame spielen, und hörte nichts. Der gnädige Herr kam immer wieder auf die alten Zeiten zurük, und sprach von allen Negern, die er ehemals gesehen hatte.

Man hört vor der Thüre poltern, der Haushahn kräht, die Hunde bellen, und der Lärm wird immer stärker. Man fragt nach dem Herrn Ritter; so heißt bei den Landedelleuten der jüngste Sohn. Er geht hinaus, und kaum ist er in Hof hinabgestiegen, so stößt ihm ein Unglüklicher sein Schwert durch die Brust und entflieht. Welcher klägliche Zufall! Welche Catastrophe! Das ganze Haus ist in Bewegung; die Schwestern sinken in Ohnmacht; die Mutter heult; die Brüder rennen dem Mörder nach; der kleine Vikar betet; der Vater sucht einen alten Carabiner, und schwört, mit Verwünschung seines Schiksals, bei dem Blute der Grafen von Flandern, das in seinen Adern fliese, er wolle den Tod seines Sohnes rächen;

chen; die Bauren bewafnen sich mit Gabeln und Prügeln, und Byty machte sich mit ihren Gefährten erschroken aus dem Staube.

Sie verirrte von neuem, und kam nach Abbeville, wo sie aber kein Nachtlager finden konnte, weil Markt war. Sie berathschlagt mit ihren Reisegefährten, ob sie weiter reisen wollen; indessen erbebt die Erde von einem heftigen Sturme, der Himmel steht in Feuer, und der Wagen zerbricht, weil — sie das Spiel eines unglüklichen Verhängnisses ist.

XX Kapitel.

Was ihr während ihres Aufenthalts zu Amiens begegnet.

—

Unter den Thoren der Stadt wurde Byty angehalten, weil ihr Schnupftuch Contrebande war. Die Taxe war dreihundert Livres, sie mußte aber fünfhundert bezahlen, weil sie eine Fremde, schwarz, und — noch schlimmer — vom Niger, einer ganz unbekannten Gegend, war.

Man stieg in der berühmtesten Herberge ab, und als das Abendessen bereit war, sezte man sich aus Neugierde an die Wirthstafel nieder.

der. Das Ungefehr hatte hier alles, was der Postwagen lächerliches und sonderbares mitbringt, versammelt: den Amtmann und die Frau Amtmänninn von Pithivers, einem kleinen Städtchen, das durch seine Lerchenpasteten bekannt ist; den Burgermeister von Eů; einen kleinen Abbe; einen Carmelitermönch; einen Soldaten; zwei Gasconier; drei Fremde, die man für Deutsche hielt; den Zolleinnehmer von Vendome; zwei buntfärbige Stuzer; und ein Frauenzimmer, das die Frau von Stande spielte.

Eine Viertelstunde herrschte ein allgemeines Stillschweigen, dann aber veranlaßte die Farbe der Afrikanerinn mancherlei Fragen. Die Amtmänninn fragte sie, ob ihr Speichel so schwarz wäre, wie ihre Haut, und ihr Blut so roth, als das unsrige. Der Amtmann gebot seiner Frau Stillschweigen, und war sehr aufgebracht, daß sie ihren Stand und ihre Person durch solche erbärmliche Fragen beschimpfe. Der Carmelitermönch wollte reden, da er aber ans Messe lesen gewöhnt war, so befürchtete er immer, es möchten ihm einige Worte von seiner täglichen Beschäftigung entwischen.

Der kleine Abbe las der Gesellschaft ein kleines Gedicht vor, das er verfertigt haben

wollte; aber kaum hatte er einige Strophen gelesen, so erkannte man es für die Arbeit eines Akademisten von Villefranche, in der Landschaft Beaujolois. Das veranlaßte einen Streit mit dem Zolleinnehmer, der, als Verwandter des Akademisten, sich sehr beleidigt fand, daß der Herr Abbe sich für den Verfasser eines Gedichts ausgäbe, an dem er doch gar keinen Theil hätte. Der Soldat sang schrekliche Lieder, und der Burgermeister von Eu behauptete, es sei sehr respektlos, in seiner Gegenwart zu singen.

Der Amtmann von Pithivers verließ zornig mit seiner Frau den Tisch, die aber damit nicht zufrieden war, weil die beiden Gasconier mit ihr liebäugelten. Ihre Stelle besezten zwei sehr liebenswürdige Officiere von der königlichen Leibgarde, die die Gesellschaft sehr angenehm unterhielten. Sie wollten eine Italiänerinn hören, die vortreflich auf der Zitter spielte, und die Gäste vollkommen befriedigte; aber gerade da sie ihre Talente aufs vortheilhafteste zeigte, und jedermann in Erstaunen sezte, trat der Graf von Gaviloli aus Calabrien ins Zimmer, der sie für seine Tochter erkannte, und tüchtig durchprügelte; sie war mit einem französischen Koch entlaufen, und ihr Vater

hatte

hatte sie seit drei Jahren vergebens gesucht; das gab eine tragisch=comische Scene. Der Graf hatte viele Bediente bei sich, die, nach Landessitte, auserordentlich lange Degen trugen.

Die Gasconier, die die angebliche vornehme Dame nicht zu kennen schienen, reisten mit ihr von Paris nach London. Nach Tische schlugen sie ein Spiel vor, wo sie fast allen Gästen den Beutel leerten; Byty sah ruhig zu, und nahm weder am Verlust, noch am Gewinn Theil. Man gab den Gasconiern Betrug Schuld, und wollte den Commissair kommen lassen, aber sie machten sich eiligst aus dem Staube, und dankten Gott für ihr glükliches Spiel.

Die drei Fremden, die man für Deutsche hielt, waren: ein russischer General, ein Cornet aus Luca, der Bübereien in seinem Amte verübt hatte, und ein Burgermeister einer deutschen Reichsstadt, der die Flucht genommen hatte, da seine schändlichen Betrügereien an Tag gekommen waren.

Der Burgermeister von Eu mußte Geld entlehnen, um nach Hause reisen zu können, denn er hatte alles im Spiel verloren, und die

Officiere von der königlichen Leibgarde verkauften ihre Uhren und giengen weiter.

Am folgenden Tag besuchte Byty die Frau Turlurau, eine fünf und sechzig jährige Dame, die aber ihr Alter auf alle mögliche Art zu verbergen suchte. Sie besuchte blos die Gesellschaft junger Frauenzimmer, und war immer aufs geschmakvolleste und kokatteste gekleidet. Das machte sie höchst lächerlich, bekümmerte sie aber gar nicht. Sie wollte einmal einer Feierlichkeit bei Hofe beiwohnen, und verkaufte deswegen, troz der Protestation ihres Mannes, eines alten Capitains, ihr schönstes Silbergeräthe; zum Reisegefährten nahm sie einen grosen, gutgebildeten Taglöhner, den sie prächtig kleiden ließ. Sie soll ihm einige Tage lang einen Tanzmeister geschikt haben; das aber ist gewiß, daß er während ihres Aufenthalts zu Paris ihr Stallmeister war, und seine Rolle treflich spielte. Nach seiner Rükkunft hüllte er sich wieder eben so genügsam in seine Lumpen, als vorher in die schönen Kleider, und ganz Amiens lachte darüber.

Byty lachte herzlich über die Thorheiten dieser Frau, die so viele Kleider als Jahre hatte, und nie vergnügter war, als wenn sie

sich

sich als Schäferinn kleidete, in welcher Kleidung sie auch die Bälle besuchte.

Auf dem Rükwege nach Paris that der Commis des Herrn Vidien unserer Byty ernstliche Heurathsanträge, die er ihr bisher nie zu entdeken das Herz gehabt hätte, wie er versicherte. Die Sache verdiente erwogen zu werden; Byty aber wollte eine bessere Parthie erwarten, oder sich gar nicht verheurathen.

XXI Kapitel.

Neue Abentheuer zu Paris.

Byty erzählte dem Herrn Vidien alles, was ihr begegnet war, und er beklagte die unglükliche Afrikanerinn sehr, die unter einem unglüklichen Gestirn geboren zu sein schien. Eine tugendhafte Dame nahm sich der Byty in ihrer Verlegenheit an, und verschafte ihr einen Plaz in einem Hause, das für einen Areopagus gehalten wurde.

Sie war aber noch nicht lange in dem Hause, als ihr alle, welche vom Morgen bis an Abend dahin kamen, verdächtig zu sein schienen. Stuzer, leichte Reiter, Soldaten, ei-

nige von der königlichen Leibwache — alles war hier im Ueberflusse zu sehen; aber es wäre unverzeihlich gewesen, etwas Unrechtes nur zu vermuthen. Der Ort stunde in so grosem Ansehen, daß man entweder schweigen, oder für einen Verleumder gehalten werden mußte.

Endlich entwikelte sich die Sache, und man wußte, woran man sich zu halten hätte. Byty wurde um Mitternacht durch einen schreklichen Lärmen aufgewekt, und hörte junge Leute, die den Fußboden einstiesen, und alles zerreissen wollten. Die einen hatten verrenkte Glieder, und die andern zerschmetterte Köpfe, und die Unordnung war so gros, daß Aerzte, Wundärzte und Commissarien gerufen werden mußten. Jeder mußte seinen Stand und Namen angeben, und man sah nun ganz deutlich, daß die Dame Bourdon, die das Haus hielt, eine sehr bequeme Frau wäre, ob sie gleich wegen ihrer Tugend in gutem Ansehen stund. Es ist aber doch auch wahr, daß sie jedesmal die Bilder der Heiligen, die ihr Zimmer zierten, mit einem Vorhange bedekte, weil sie einen guten Grund im Christenthum gelegt, wie sie sagte, und beobachtet hätte, daß, wer nichts sehe, auch nichts sage.

Man

Man brachte sie, troz ihrer Frömmigkeit, in die Salpeterhütte; *) der von ihr gestiftete Ort der Ausschweifung wurde gänzlich zerstört, und Byty konnte sich nur durch deutliche Beweise ihrer guten Aufführung, durch das Zeugniß des Herrn Vidien, und der Dame, die sie in dieses sonderbare Haus gebracht hatte, aus diesem schlimmen Handel ziehen.

Sie bezog sogleich ein anderes Haus, in einem andern Quartier, gieng aber, leider, dadurch einem schreklichen Prozeß entgegen. Die Dame Ribambou, die, aus natürlicher Neigung und nach ihrem Stande — sie war die Witwe eines Procurators — an Chikanen Gefallen fand, klagte die unglükliche Negerinn an, sie habe ihr Haus in Flammen gestekt, welches aber durch die Unachtsamkeit ihrer Leute geschehen war. Auf beiden Seiten wurden ganze Ballen Papier beschmiert, besonders da man wußte, daß die Negerinn reich wäre, und das Feuer sehr viel Schaden angerichtet hatte. Je länger der Prozeß dauerte, desto verwikelter wurde er; die Procuratores hielten sich durch ihre Ehre verpflichtet, die Witwe eines Mitbruders zu schüzen, und die arme Afrikanerinn zu unterdrüken, die blos

ihre

*) Ein Zuchthaus.

ihre Unschuld und ihre Thränen zu Verthei= digern hatte.

Herr Vidien hielt es für seine Pflicht, ihr beizustehen, und um es auf eine wirk= same Art zu thun, führte er sie zu dem be= rühmten Pater Poisson, einem Franziskaner, der wechselsweise für die Kirche und für die Gerichtsstube arbeitete, und zu Paris in ge= doppeltem Ansehen stund, besonders da ihn seine ausgezeichnete Phisionomie — vorzüg= lich bei den Frauenzimmern von gutem Ton — eben so beliebt machte, als seine Rednerga= be; er betrug und kleidete sich wie ein Prä= lat. Er verfertigte ein Factum, wofür ihm Byty fünfzig Louisd'or gab, das aber die Richter überzeugte, und wodurch sie ihren Proceß gewann. Dieser Vorfall machte ihn mit unserer Afrikanerinn genauer bekannt; und da sie sich einmal gegen ihn über die Ungerechtigkeiten beklagte, die sie zu Paris ausstehen müßte, und ihm zugleich ihren Ent= schluß, nach London zu reisen entdekte, so sagte er zu ihr: Hier, mein Fräulein, zerkrazt man die Leute, in England aber zerreißt man sie, und wenn Sie jemals nach England kommen, so werden Sie gewiß einsehen, daß es besser ist, mit Eichhörnchen umzugehen, als mit

Leopar=

Leoparden. Er rieth ihr, erst Europa zu durchreisen, und dann einen Thron in ihrem Vaterlande zu erhalten zu suchen. „Nichts ist schöner als regieren, sagte er, und Könige giebt es in Ihrem Lande im Ueberflusse; versuchen Sie Königinn zu werden, und wenn Sie dann einen treuen Rath brauchen, so erinnern Sie sich meiner, ich will Ihnen in allen Stüken beistehen.“ Er entwarf ihr dazu einen Plan, der ihr in der Folge gute Dienste that.

Die Dame Ribambon gerieth über den Verlust ihres Processes in Wuth, und um nicht ganz ohne Streitigkeiten zu sein, klagte sie einen Vikar an, er habe ihr mit dem Lichte den Bart verbrannt; zum Zeugen stellte sie den Barbier auf, der sie jede Woche zweimal rasirte; man lachte darüber, und dabei blieb es.

Byty hatte einen neuen Sturm auszustehen, denn Fortuna trieb beständig ihr Spiel mit ihr. Casdibelle, vom Ufer der Dordonne, erst Abbe, dann Advocat, darauf Soldat, immer aber ein Betrüger, kam zu ihr mit einem vom Minister unterzeichneten Befehl, und foderte die Bezahlung einer Taxe, die man, wie er sagte, auf die Fremden ge-

legt

legt hätte. Als Afrikanerinn dürfte sie blos tausend Thaler bezahlen; er capitulirte aber auf hundert Louisd'or, als plözlich zwei Polizeibedienten ins Zimmer traten, die eigentlich eine Messaline suchten, aber die Thüre verfehlten; diese nahmen den Herrn von Casdibelle in Verhaft. Sie kamen eben noch zu rechter Zeit, denn Byty wollte ihm gerade das Geld auszahlen.

Man erfuhr in kurzem, daß dieser saubere Herr ganz Paris in Contribution gesezt hatte, und daß in dieser unermeßlichen Stadt nur noch sechs Strassen waren, in denen er frei gehen konnte. Priester, Soldaten, Magistratspersonen, Financiers, Kaufleute, Künstler, Handwerker, alles, bis auf Bediente und Savoyarden herab, hatte freiwillig zu seiner Unterhaltung beigetragen; in der einen Gegend der Stadt war er ein deutscher Baron, in der andern ein Milord.

Es erscheinen von Zeit zu Zeit solche industriöse Köpfe, die eine Hauptstadt zu Grunde richten könnten, wenn man ihren Plünderungen nicht Schranken sezte. Er war mehr als tausend Stüke Stoff, Sammet, Uhren, Gefäse, Degen 2c. schuldig, und ein vollständiges Verzeichniß seiner Schulden bei Caffeschenkern,

schenkern, Pastetenbekern und Garköchen würde ein groses Buch einnehmen. Seit dreisig Jahren hatte er von allen Händen genommen, und niemand bezahlt. Man brachte ihn ohne alle Umstände auf die Insel St. Margaretha, aber zum Unglük ließ er viele Nachfolger zurük, die nie aussterben, und immer eine der blutigsten Geiseln groser Städte sein werden. Er führte die rechtschaffenste und einnehmendste Sprache, und hatte die anzüglichste Physiognomie, das heißt, er hatte alles, wodurch die klügsten Köpfe hintergangen werden konnten, besonders aber die leichtsinnigen Pariser, die lieber aufs ungewisse weggeben, als nicht verkaufen wollen.

XXII Kapitel.

Genealogie des Unglüks.

Es scheint, die Unglüklichen haben einen Magnet; eine unbekannte Kraft bringt sie einander näher und vereinigt sie. Byty lernte eine rechtschaffene Familie kennen, auf die das Unglük seit ein paar hundert Jahren seine tödtlichsten Pfeile losgeschossen hatte. Es lebten

von dieser Familie noch drei Mädchen und drei Knaben, die, als traurige Abkömmlinge der unglüklichsten Vorfahren, im Elende schmachteten. Ihr Urgrosältervater war bei einer Feuersbrunst, ihr Grosältervater bei einem Schifbruche, ihr Grosvater durch Gift, und ihr Vater durch einen Fall vom sechsten Stoke herab umgekommen. Von der mütterlichen Seite hatten sie keine erfreulichere Rükerinnerung, denn ihre Grosmutter war von den Algierern gefangen, und ihre Mutter von einem wüthenden Hunde zerrissen worden.

Die Kinder waren eben so unglüklich; die älteste Tochter mußte wegen einer fürchterlichen Verleumdung, deren Grundlosigkeit endlich offenbar wurde, drei Jahre lang im Gefängnisse schmachten; die jüngere hatte sich durch einen kläglichen Zufall die Augen verbrannt, und die dritte schwebte beständig zwischen Leben und Tod. Der älteste Sohn hatte auf dem Meere sein Glük gemacht, wurde aber durch die schreiendste Ungerechtigkeit desselben beraubt; der zweite konnte, ungeachtet seiner mächtigen Gönner und seiner ganz untadelhaften Aufführung, keine Stelle bekommen, und der dritte mußte verborgen leben, weil er einen Menschen im Duell erstochen hatte.

Die

Die Grosen und die Reichen wußten es, und halfen dieser unglüklichen Familie nicht, die der Hunger beinahe tödtete. Sie wurde allgemein beklagt, und jeder überließ der Vorsehung oder seinem Nachbar die Sorge für ihren Beistand; nur die grosmüthige Byty eilte zu ihrer Hilfe. Sie half ihren dringendsten Bedürfnissen ab, und sorgte für ihren daurenden Wohlstand. —

Damals erschien zu Paris ein Buch, das groses Aufsehen machte, und unsere Afrikanerinn belustigte. Ich will es näher beschreiben.

XXIII Kapitel.

Die neue Entdekung.

Ob es gleich wahr ist, daß die Deutschen und die Italiäner erfinden, so kann man doch nicht läugnen, daß die Franzosen mehr als eine Entdekung gemacht haben. Die eben erwähnte wurde lange in öfentlichen Blättern angekündigt, ehe der Verfasser sein Geheimniß bekannt machte, welches eigentlich darin bestund, ohne Beihülfe der Frauen Kinder zu zeugen.

Die Ankündigung dieser Entdeckung sezte Aerzte, Wundärzte, Naturforscher und Physiker in Bewegung. Die einen hielten die Sache für möglich, die andern sagten, es könnte nichts unsinniger und grundloser sein. Ein guter einfältiger Bewohner von Limousin kam einzig deswegen nach Paris, um den Entdeker dieses grosen Geheimnisses zu sehen, und von ihm zu erfahren, wie er Kinder haben könnte, ohne seiner Frau beizuwohnen, die ihm unausstehlich wäre.

Indem man schrieb, disputirte, und ganz Paris von diesem auserordentlichen Phänomen sprach, erschien endlich das Buch. Es war lange mit der größten Ungeduld erwartet worden, und wurde endlich mit der gespanntesten Neugierde gelesen. Es war vierhundert Seiten stark, und citirte alle Philosophen, die behauptet hatten, die Natur begreife die erstaunenswürdigsten Geheimnisse, und das Geheimniß, ohne Beihülfe der Frauen Kinder zu zeugen, widerspreche ihren Gesezen nicht.

Der Verfasser führte den Aristoteles an, der ausdrüklich sagte, je länger die Welt stehen werde, desto auserordentlichere Entdekungen werde man machen; — den Plato, der versicherte, die unglaublichsten

Wunder könnten durch die Keime und den Zusammenfluß der Elemente erzeugt werden — den Pithagoras, der nicht zweifelte, daß nicht alle Phänomene durch Feuer und Luft sollten hervorgebracht werden können; — und endlich den Plinius, der in seiner Naturgeschichte vorhersagte, es würden in der Folgezeit Systeme entworfen werden, welche man für ausschweifend halten, die aber demungeachtet die größten Wahrheiten enthalten würden. Nach diesen Citationen, und ungefehr achtzig ganz auserordentlichen Beispielen, die er nach Jahr und Ort angab, und von denen mehrere aus den Jahrbüchern der Akademie entlehnt waren, entdekte der Verfasser endlich sein Geheimniß, aber — um die Sache desto sonderbarer zu machen — in arabischer Sprache.

Da die Frauen verlassen zu werden befürchteten, so liefen sie zu den Aerzten, um entweder die Bestätigung oder die Nichtigkeit ihres Unglüks zu vernehmen. Die berühmtesten wurden beständig in dieser wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen, da sie aber mit der größten Ungeduld das Buch durchgelesen hatten, so mußten sie es unbefriedigt weglegen, weil die lezten Worte arabisch waren, und sie

dieselben nicht verstunden. Dies machte sie untröstlich, besonders da es bei ihnen Marquisinnen, Baronessinnen und Gräfinnen regnete, die, unter dem Vorwande einer Krankheit, wissen wollten, was an der Sache wäre.

Endlich erklärte ein Türke, den vier Aerzte von der Facultät kommen ließen, den Ausdruk; er sagte, die drei arabischen Worte zeigen ganz deutlich an, das Geheimniß, ohne Beihülfe der Frauen Kinder zu zeugen, sei etwas leichtes und gemeinverständliches, da täglich Mädchen niederkämen.

Man fand den Scherz nicht uneben, weil er alle diejenigen lächerlich machte, die immer etwas neues wollen, und mit Enthusiasmus am Wunderbaren hangen. Alle, die sich hatten hintergehen lassen, wurden öfentlich ausgepfiffen, und Byty, die Herrn Moumoron, den Entdeker des vorgeblichen Geheimnisses, täglich sah, lachte über den Vorfall. Man muß Franzose sein, sagte sie, um ein groses Buch über eine solche Chimäre zu schreiben, und es so vorzutragen, daß die Naturforscher daran Theil nehmen.

Die Betrogenen wollten das Buch unterdrüken, da es aber nichts wider die Geseze

und guten Sitten enthielt, so ließ man ihm seinen Lauf. —

XXIV Kapitel.

Die Loterie.

—

Illuminationen, Feste, Indigestionen, Freudentage, Pomp, Lermen, Vergnügungen aller Art — das war seit sechs Wochen das Leben der Frau Fontorose, deren ganzes Glük in einer Rente von jährlich hundert Pistolen bestunde, die aber für zehen Louisd'or fünfzehn hundert tausend Livres gewonnen und zur nemlichen Zeit — ihren Mann verloren hatte. Welches Glük! Welch' eine Witwe! Nie hatte die Loterie etwas so gutes hervorgebracht. Man spielte die Herzoginn und die Andächtige; gute Freunde und — Bettler wurden bewirthet; man wollte sich unter mancherlei Gestalten zeigen, um endlich den sichersten Weg zum Glüke zu finden.

Die Puzmacherinnen arbeiteten blos für Madame Fontorose. Sie betrat nun den Schauplaz der grosen Welt, von dem sie sich aus Noth immer hatte entfernen müssen, aufs

glänzendste. Einige lustige Köpfe nannten sie Madame Neun und fünfzig, weil diese Nummer ihr Glük gemacht hatte. Diese liebe Zahl wurde auf ihrem Wappen, Tischgeschirr, Wagen und an allen vier Seiten ihres Pallastes angebracht. Sie vermehrte ihre Garderobe auf neun und fünfzig Kleider, und die scandalöse Chronik sagt, sie habe neun und fünfzig Liebhaber gehabt; das ist wenigstens gewiß, daß sie nicht wenige gehabt haben kann, weil sie oft gewechselt hatte.

Ihr Glük verschafte ihr überall Zutritt, und machte sie auch mit unserer Afrikanerinn bekannt, die damals die Person des Tages war: sie wurden mit einander vertraut, entzweiten sich, versöhnten sich wieder, wie's Frauenzimmer gewöhnlich machen, und durchwanderten mit einander alle Klassen, ohne daß dabei etwas auserordentliches oder gefährliches gewesen wäre.

Die Dame Fontorose wurde wizig, sie, der es immer an Kopf gefehlt hatte; das Glük entwikelte ihr Genie, und man citirte sie wegen ihrer wizigen Einfälle.

Aber mit allen diesen Vorzügen richtete sie sich doch allmählich selbst zu Grunde, und ihre größte Ausgabe war das Geld, das sie

wieder

wieder in die Loterie sezte, nachdem die ersten Thorheiten vorüber waren. Sie wurde allmählich ärmer, als sie jemals vorher gewesen war, weswegen sie zuerst zwei Bediente, dann vier Pferde, und endlich ihre Kammerjungfer nebst ihrem ganzen Hause weggeben mußte. Ihr Glük schwebte auf allen Nummern umher, aber nichts schlug an, daß sie sich nothwendig zu Grunde richten mußte. Der Kummer tödtete sie zu rechter Zeit, gerade da sie noch vierhundert Livres übrig hatte, mit denen die Leichenkosten bezahlt wurden.

Das Geld geht gewöhnlich wieder weg, wie es gekommen ist. Ihr Neffe, der Officier war, und, in der Hofnung sie zu erben, unermeßliche Schulden gemacht hatte, lernte durch diesen traurigen Zufall, daß man seinen Credit nur auf das, was man wirklich hat, fest gründen kann. Er starb gleichfalls als das Opfer seines Kummers, und sein Freund, der Marquis von Nartique, der ihn zwei Stunden vor seinem Tode besuchte, sagte sehr phlegmatisch zu ihm: ich will Sie gar nicht geniren; sterben Sie nach Ihrer Commodität, gerade als ob ich nicht da wäre.

Eben dieser sonderbare Mann sah den Baron von Comason, gerade da er mit ihm spielte, todt zu Boden sinken. Ganz ruhig stekte er das Geld, das auf dem Tische lag, zu sich, und gieng mit den Worten: **wer das Spiel verläßt, hat verloren** — Er hatte nie gelacht, und war so schwach, daß er auf einen Officier, der zu ihm sagte, seine Briefe seien sehr lakonisch, in allem Ernste böse wurde. Dieses Wort hatte ihn so sehr beleidigt, daß der Officier sich mit ihm schlagen mußte.

Eben so aufgebracht wurde einmal eine Schuhmachersfrau zu Paris über Herrn Rollin, weil er sie eine alte Catacrese genannt hatte. **Wir sind von jeher rechtschaffene Leute gewesen**, sagte sie, **und wenn wir gleich arm sind, so war doch durch die Gnade Gottes in unserer Familie nie eine Catacrese.** — Jedermann weis, daß Catacrese (καταχρῆσις) eine rhetorische Figur ist, und jedermann, dem diese Anekdote bekannt wurde, lachte darüber; Byty wurde von dem beleidigten Weibe, die mit Herrn Rollin einen Proceß anfangen wollte, zu Rathe gezogen, man kann sich aber leicht vorstellen, daß es beim **Wollen** blieb.

XXV Kapitel.

Die beiden Gardereiter.

Man darf sich nicht wundern, wenn man bei den meisten Gardereitern die treflichen Eigenschaften antrift, die den Menschen liebenswürdig machen; bekanntlich zeichneten sie sich immer durch gefällige Sitten, ein edles Verfahren, und gebildete Grundsäze aus; aber ein seltenes Beispiel waren die zwei, die nur ein Herz und eine Seele hatten, und nie zufrieden waren, als wenn sie bei einander sein konnten, um sich gegenseitig zur Liebe zu den Wissenschaften und zur Ausübung der Tugend zu ermuntern.

Die Bibliotheken waren ihre gewöhnlichen Zusammenkunftsorte, und einsame Spaziergänge, fern von der Stadt, ihre einzige Erholung. Die Sympathie hatte sie so fest vereinigt, daß ihnen etwas fehlte, so oft ein ungefehrer Zufall sie trennte; man nannte sie die beiden Freunde, und das waren sie im engsten Sinne des Worts. Niemand kannte den Werth der Freundschaft in einem so hohen Grade, wie sie; die Freundschaft

gab ihrem Geiste und Herzen einen Schwung, und war die Triebfeder ihrer Unternehmungen und Handlungen. Beide hatten Gelegenheit, Byty kennen zu lernen, und sie gewonnen sie ihres edlen Herzens und ihres gebildeten Verstandes wegen so lieb, daß sie mit ihr nach Nigritien zu reisen beschlossen. Daselbst wollten sie sich niederlassen, als Philosophen leben, und die Menschen, so wie sie aus den Händen der Natur kamen, ohne Luxus, falschen Schimmer und Stolz, beobachten.

Sie erwarben sich Kenntnisse, die den Verlust aller Gesellschaften ersezen konnten, und suchten sich durch den Gebrauch der vortreflichsten Schriften vor der Langenweile zu verwahren. Sie konnten Paris, Eltern und Freunde ruhig verlassen, weil sie das Vergnügen dreier aufs innigste vereinigter Personen für das größte Glük hielten; aber das Kapitel von unglüklichen Zufällen zerstörte bald diesen sonderbaren Plan. Die beiden Freunde wurden zur nemlichen Zeit von einem heftigen Fieber befallen, und starben nach drei Wochen an einem Tage und fast zur nemlichen Stunde.

Die

Die Freundschaft verlor durch diesen doppelten Tod ihre edelsten Verehrer; Byty war untröstlich, und glaubte, sie seien nur gestorben, um ihr Leiden zu vermehren, weil es geschrieben stünde, daß alle ihre Freude in Leid gekehrt werden sollte. Man machte den beiden Freunden eine Grabschrift, und legte sie beide in ein Grab. Der Tod sah ohne Zweifel, daß der eine ohne den andern nicht leben könnte, und daß er beide auf einmal von der Erde nehmen müßte.

Ihre Stelle bei Byty wurde durch zwei andere Gardereiter besezt, denen es weder an Vorzügen des Geistes noch des Herzens fehlte, ob sie gleich den erstern nachstehen mußten. Sie wußten von denselben, wie viel Vergnügen die Gesellschaft der liebenswürdigen Afrikanerinn gewährte, und besuchten sie deswegen fleisig. Aber das währte nicht lange, denn sie ertranken in der Seine, da sie bei sehr hohem Wasser über dieselbe schwimmen wollten. Das war ein Donnerschlag für die arme Byty. Es suchten sich darauf zwei andere mit ihr bekannt zu machen, aber sie verbat sich ihre Gesellschaft mit den Worten: Ich bin so unglüklich, daß ich allen den Tod verursache, die meine Bekannt-

kanntschaft suchen; ich glaube, das ganze königliche Haus würde aussterben, wenn es mit mir in Verbindung stünde. Es ist genug, den Tod von vier Gardereitern veranlaßt zu haben, und ich will nicht noch mehrere der nemlichen Gefahr aussezen. Der Degen eines tapfern Soldaten ist dem Vaterlande zu schäzbar, als daß man ihn nicht schonen sollte. Man fand, daß diese Denkungsart bei einer Negerinn eine Seltenheit wäre, und sie kam deswegen, besonders bei den Soldaten, in groses Ansehen. Sie erhoben ihre Tugenden mit Enthusiasmus, und machten ihr zu Ehren Gedichte, die in Journalen eingerükt wurden.

Byty war vielleicht die erste Freundinn der Gardereiter ohne Liebschaft und Galanterie. Man sollte bei einem solchen Umgange nicht so viel Philosophie und Enthaltsamkeit suchen; aber der Geist macht, daß man den Unterschied der Geschlechter vergißt, und wenn man sich mit den Wissenschaften und der Tugend beschäftigt, so denkt man nicht an die Liebe.

XXVI

XXVI Kapitel.

Der sonderbare Irrthum.

Die Gräfinn von Zampet, die gerade von Rom kam, wohin sie blos in der Absicht gereist war, die Alterthümer zu studiren, und die nur von Statüen sprach, von Medaillen träumte, und Gemälde sah, begegnete von ungefehr dem Fräulein Byty, die sie in Canada hatte kennen lernen. Das Umarmen und Freudebezeugen wollte kein Ende nehmen. Haben Sie Madame le Brün nicht besucht? fragte die Gräfinn von Zampet. Ach, das ist eine trefliche Frau, mit der ich Sie bekannt machen will. Alle Fremde besuchen sie, und Morgen will ich Sie sogleich zu ihr hinführen. Sie werden über ihre Figur und Stellung erstaunen.

Man bestimmte die Zeit, und den folgenden Tag um ein Uhr holt die Gräfinn unsere Byty in ihrem Wagen ab, mit den Worten: wir werden da zu Mittag speisen. Byty freut sich schon zum voraus auf die Bekanntschaft mit einer so liebenswürdigen und berühmten Frau. Man fährt vor der St.

Niclas-

Niclaskirche vorbei, und da Byty hier den Wagen halten und die Gräfinn hineingehen sieht, so denkt sie, sie wolle wahrscheinlich mit jemand sprechen. Indessen erscheint der Küster, öfnet eine Kapelle, und bei dem Anblik einer Statue von weissem Marmor, die eine Frau, welche aus dem Grabe geht, vortreflich vorstellt, ruft Frau von Zampet aus: Nun! hab' ich es Ihnen nicht gesagt, nichts gienge über Madame le Brün? Es ist die Mutter des Künstlers; sie hat ganz den Ausdruk einer Person, die vom Tode erwacht, und mit Erstaunen erblikt, daß sie noch unter den Lebenden ist.

Dieser Anblik ersezt mir täglich das Mittagessen; ich esse nur zu Nacht, und gehe von einem Kunstwerke zum andern, und weide meine Seele und meine Augen an allen Vortreflichkeiten der Kunst. Sie fieng an, die Stüke herzuzählen, die sie am meisten entzükten, als Byty, unter dem Vorwande eines natürlichen Bedürfnisses, sich in den Wagen der Gräfinn sezte, und zu einer sättigendern Mahlzeit, als die bei Madame le Brün war, fuhr. Sie schikte den Kutscher zurük, und lachte mit ihren Freunden über den sonderbaren Irrthum.

Die

Die Gräfinn erfuhr es, wurde aber dadurch nicht klüger; ihre Liebe zu schönen Malereien und Bildhauerarbeiten war so stark, daß man sie in der Kapelle der Cölestiner, wo drei Grazien und einige Mausoleen gesehen zu werden verdienen, vor Entkräftung todt fand.

Dies ist aber nicht die einzige originelle Frau, die Byty kennen lernte. Sie kam von ungefehr zu Frau Mauplat aus Languedoc, einer Dame, die es müde war, die undankbaren Männer länger zu bewirthen, und deswegen ihre Zuneigung auf die Kazen warf, mit ihnen spielte, und ihnen morgens und abends einen herrlichen Tisch gab. Sie trieb sogar die Narrheit so weit, daß sie täglich auf den Pavillon der Tuillerien kam, und unter die Kazen, die sich in groser Anzahl daselbst bei ihrer ausschweifenden Wohlthäterinn einfanden, viele kostbare Lekerbissen austheilte.

Ihr Beichtvater konnte ihr nie begreiflich machen, daß viele Arme vor Hunger stürben. Es ist mir genug, daß sie Menschen sind, sagte sie, um ihnen nichts zu geben. Die Kaze ist tausendmal erkenntlicher, als alle Menschen. Sie starb, und hinterließ

ansehnliche Legate zur Versorgung ihrer Kazen, die aber nicht beobachtet wurden. Das Testament wurde feierlich cassirt, als das Werk einer Thörinn, die eher verachtet als vergessen wurde.

XXVII Kapitel.

Man bemüht sich, Byty zu fesseln.

Sehr viele angesehene Personen suchten die Bekanntschaft der Byty. Ihr gesunder Verstand, verbunden mit ihrer edlen Bildung, ihren sprechenden Augen, ihrem reizenden Gange, und ihrer natürlichen Anmuth, rührte alle Herzen und Seelen. Liebe und Eitelkeit wollten sich in ihr Herz einschleichen, aber sie wich allen Pfeilen aus, die man nach ihr schoß.

Nicht als ob ihr Herz beständig ungerührt geblieben wäre. Man sprach damals von einem Officier, der sich an Geist und Körper auszeichnete, und der ihr auch wirklich nicht gleichgültig war. Man sah sie oft bei einander auf einsamen Spaziergängen, wo sich das Herz zwanglos öfnet; in den bezaubernden

den Wohnungen am Ufer der Seine, wo alles Vergnügen athmet; und in den symetrischen Gehölzen, wo die Liebe sich verbirgt, entflieht, und wieder findet. Byty fiel deswegen auch ohnmächtig nieder, als sie hörte, daß der, den ihr Geist umschwebte, und der ihre liebste Gesellschaft war, dem Tode nahe sei. Ach! er starb, ehe man zu seiner Hülfe herbei eilen konnte. Er konnte nur noch die Worte aussprechen: ach! Byty, Byty. Seine Augen schlossen sich auf immer, und sein Leben schwand, wie der Nebel beim Sonnenschein.

Nach diesem Unglük war Byty noch vorsichtiger, und ob man gleich behauptete, sie habe immer heimliche Intriken gehabt, so betrug sie sich doch so, daß man nichts auf sie bringen konnte.

Hier muß ich eine Scene anführen, die man schwerlich mit Runzeln auf der Stirne wird lesen können.

Eine unbekannte Frau kam zu Byty, und sagte ihr, ohne eine weitere Einleitung, alles mögliche Gute von einem Lieutenant, dessen Namen sie nie hatte nennen hören. Sie wissen, Fräulein, fieng sie an, daß kein Mensch liebenswürdiger sein kann, als dieser

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Herr Lieutenant; er thut keinem Menschen etwas zu Leide. Aber wozu soll das? fragte Byty, und die Frau erwlederte: er steht in grosem Ansehen, ist von vornehmer Geburt, und wird auch von seinen Eltern sehr geliebt. Die Afrikanerinn fragte immer ganz erstaunt, was diese Reden zu bedeuten hätten, und die Unbekannte fuhr immer fort, ohne jemanden zu nennen: man könne keinen empfindsamern, hochachtungswerthern, sanftmüthigern, wohlgesittetern und schönern Menschen finden, als ihn, und wenn das Glük auch nicht am besten für ihn gesorgt hätte, so sei er desto reicher an Tugenden.

Nach langem Fragen erfuhr endlich Byty, daß die Schwäzerinn nichts mehr und nichts weniger, als die Kupplerinn des Ritters von Bardebise wäre, der er täglich einen Thaler gab, während er für sich nur zwanzig Sols behielt, wofür sie bei allen reichen Mädchen und Witfrauen seine Tugenden, seine Geburt und seine Verdienste ausposaunen, und ihn als eine sehr gute Parthie vorschlagen mußte. Dabei gab es nun manche heftige Erschütterung des Zwerchfells. Die Kupplerinn irrte sich öfters, und kam, durch lügenhafte Nachrichten, oder mancherlei andere

dere qui pro quo hintergangen, zu mehreren verheuratheten Frauenzimmern, um sie zu einer ehelichen Verbindung mit dem Ritter von Bardebise zu bewegen.

Dieser junge Mann war blos zu Paris, um sich zu verheurathen, es möchte kosten, was es wollte. Er hatte ein Verzeichniß aller seiner Vorzüge verfertigt, das er heimlich austheilen ließ, wo weder seine Wohnung, noch die Zeit, da man ihn zu Hause antreffen könnte, vergessen war. Leider war aber alle diese Vorsicht vergebens, und er mußte ohne Frau zu seinem Regimente zurükkehren. Hier zog ihm diese fatale Begebenheit sieben Duelle zu, die er glüklich überstand; beim achten aber verschwand er, gieng in seine Provinz, und heurathete, troz seiner vielen äuserlichen und innerlichen Talente, die Tochter eines Gerichtsdieners; er mußte mit ihr betteln, und hiemit schließt sich die Geschichte des armen Ritters von Bardebise.

Ein anderes Original, Namens Baron von Miligrut, hatte sich in einen Bedienten verkleidet, und unserer Afrikanerinn fünfzehn Tage lang als solcher gedient; am sechzehnten entdekte er ihr seinen Stand, seine Lei-

denschaft und seine Absicht. Er bat um ihre Hand; sie gab ihm aber zu verstehen, eine Heurath, die mit einem Roman anfange, sei nicht nach ihrer Neigung, weil sie befürchte, sie möchte mit einer Catastrophe aufhören.

Täglich regnete es bei Byty Briefe und Billets. Ihre Toilette wäre häufiger besucht worden, als die Toilette der ersten Stuzerinn, wenn sie Gefallen daran gefunden hätte. Viele Abbes — ich meine die Amphibien, die weder weltlich, noch geistlich sind, und vom geistlichen Stande nur Mantel und Kragen haben — suchten sich mit aller Gewalt bei ihr in Gunst zu sezen, theils um ihre Freunde mit ihr bekannt machen zu können, theils um ihr täglich die fliegenden Blätter zu bringen, und sich dafür übermäsig bezahlen zu lassen.

Vorzüglich aber ließ die Marquisinn von Sarbonot nichts unversucht, um sie in ihren Neffen verliebt zu machen. Das war eine unbarmherzige Schwäzerinn, die an einer Geschichte ein Jahr lang erzählte, noch ehe man, wegen der unzähligen Anekdoten, die sie einmischte, das Ende davon absehen konnte. Sie kannte alle Familien, den Wohlstand einer jeden, und die Geschichten derselben; sie

wußte

wußte die Geburts = Heuraths = und Sterbejahre, die Clausuln bei Contracten und Testamenten, die Banquerote, die ausbrechen, und überhaupt viel von dem, was geschehen sollte.

Man kann sich wohl vorstellen, daß diese neugierige und geschwäzige Frau nicht leicht jemand gefiel, besonders da sie nie nachgeben, sondern alles besser wissen wollte, und da ihre Stellung eben so charakteristisch war, als der Ton ihrer Stimme. Man konnte sich's kaum erklären, woher sie so viel wissen müßte, da ihr Mund unaufhörlich in Bewegung war. Wahrscheinlich las sie bei Nacht, und provian tirte sich mit Histörchens und Neuigkeiten auf den folgenden Tag.

Byty entfernte, aus Furcht vor der Tante, den Neffen immer von sich, denn man glaubt, sonst hätte sie ihn wohl leiden können. Die nemliche Marquisinn hatte beim Militair einen Bruder, der wegen seiner unausstehlichen Geschwäzigkeit allen zur Quaal war, die mit ihm umgehen mußten. In allen Gesellschaften war er wegen seiner Unbescheidenheit verhaßt; sein lustiger und stets entscheidender Ton machte, daß ihn die jungen Leute wie ein Orakel ansahen, vernünftige Personen aber

vor ihm flohen. Hatte er den Tag über nicht genug geplaudert, so schläferte er des Nachts seine Gouvernantinn und seinen Bedienten durch sein Geschwäz ein, und las wenigstens drei Viertelstunden lang mit heller Stimme, um das Vergnügen zu haben, sich immer zu hören.

Eben er sagte einmal bei einer grosen Mahlzeit, wo ein eben so starker Schwäzer, als er war, die Gesellschaft in Contribution sezte, sehr scharfsinnig: Wenn er sich nur ein wenig räuspert, so ist er verloren; aber zum Unglük hustete und räusperte er sich nicht, und behielt deswegen das Feld.

XXVIII Kapitel.

Die klägliche Abendmahlzeit.

Lange drang man in Byty, eine Abendmahlzeit zu geben, welches sie auch endlich that. Die Gesellschaft war glänzend; jede Dame brachte ihren Cicisbeo mit, und die Zahl der sehr angesehenen Personen, die diesem kleinen Feste beiwohnten, belief sich auf vier und zwanzig. Beim ersten Gange ließ sich eine

eine sehr grose Symphonie hören; beim zweiten wurden die Gäste durch die lieblichsten Gesänge erquikt, und den Nachtisch würzte die munterste Unterredung. Jedermann war klug, ohne es zu scheinen, und jedermann hatte ungesucht wizige Einfälle. Scherz, Munterkeit und Freude war allgemein, und Stolz, düsterer Ernst und Laune waren verscheucht. Plözlich aber erhob sich eine düstre Wolke, und zog ein groses Ungewitter nach sich.

Ein wirklich liebenswürdiger Stuzer, der aber den Vater Bacchus zu sehr liebte, und vergaß, daß er mit Frauenzimmern von Stande in Gesellschaft wäre, wollte die Gesellschaft mit seinen Heldenthaten unterhalten, versündigte sich aber an der Wahrheit zu gröblich; er wollte in zwanzig verschiedene Streitigkeiten verwikelt gewesen sein, und wenigstens zwölf Officiere ermordet haben. Er erzählte so lebhaft und mit so viel Interesse, daß man den ersten, den zweiten, den achten und endlich den zwölften fallen zu sehen glaubte. (nota, sie waren noch alle frisch und gesund) Ein alter Officier, den diese Ruhmredigkeit verdroß, sagte in einem phlegmatischen Tone, es gebe gewisse traurige Lagen im menschlichen Leben, wo man entweder siegen oder sterben

müsse; er sei einmal in die größte Verlegenheit gesezt worden; zwei Schurken haben ihn einmal des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr auf der neuen Brüke angefallen, unter dem Vorwande, er habe sie mit Koth besprizt; wir schlugen uns sehr hizig, sagte er, mit erhöhter Stimme, aber ich mochte mich noch so tapfer vertheidigen, so waren doch die beiden Schurken immer wieder über mir her. Hier schwieg der Officier, und als ihn der Stuzer, der sehr aufmerksam zugehört hatte, nach dem Ausgange fragte, sagte er sehr ernsthaft: Ach! mein Herr, sie ermordeten mich, und warfen mich in die Seine.

Diese Persifflage, von einem Manne, der nicht lachte, zwang der ganzen Gesellschaft ein lautes Gelächter ab, stieg aber dem Stuzer in Kopf; er stund auf, und zog gegen den Officier seinen Degen; die Frauenzimmer erhoben ein klägliches Geschrei, und die Männer suchten die Streiter aus einander zu bringen; der Tisch wurde umgeworfen, fast alle Anwesenden verwundet, und der Stuzer erstochen.

Bald kamen Wache und Gerichtsdiener; der Verhör dauerte bis Morgens sechs Uhr, während der Zeit jeder sein Blut stillte und

schwur;

schwur; die einen waren im Gesicht, die andern an der Hand, ein dritter am Arm, und ein vierter in der Seite verwundet; man wollte das Fräulein Byty gefangen wegführen, erlaubte ihr aber doch endlich, unter der Bedingung zu Hause zu bleiben, daß sie sich jedesmal auf Verlangen vor Gericht stellen müßte; die Aussicht war ihr nicht ungünstig.

Man begrub den Ermordeten, sezte den Mörder gefangen, und dieser blutige Auftritt wurde in allen Gegenden der Stadt commentirt. Jeder erzählte die Sache nach seiner Art. Drei Tage lang glaubte man, Byty sei bei dieser Catastrophe umgekommen. Sie hatte das Vergnügen, verschiedene Grabschriften zu lesen, die ihr zu Ehren verfertigt worden waren. Es wurde allmählich ruhig, Byty erschien wieder öfentlich, und man sagte: **Sie ist also nicht gestorben.**

Hiebei fällt mir eine Anekdote von einer andern Tischgesellschaft ein, die aus lauter Autoren bestund, und in die nemliche Zeit fiel, aber kein so trauriges Ende nahm. Sie entzweiten sich wegen einer neuen Schrift, die die einen übermäsig lobten, die andern aber als ganz elend verschrieen. Um sich für die Ungerechtigkeiten, die sie einander ins Gesicht

sagten,

sagten, zu rächen, gieng jeder in eine Eke des Zimmers, nahm einen Bleistift, und machte auf seinen Gegner das beissendste Epigramm. Nachdem alle fertig waren, und ihre Satyren abgelesen hatten, beschlossen sie, um sich nicht selbst zu beschimpfen, ihren Streit im Weine zu vertrinken. Sie versprachen sich gegenseitig, das Geschehene zu vergessen, aber am folgenden Tag ließ jeder sein Epigramm circuliren, und ganz Paris erfuhr den Vorfall.

Damals wurde Byty zu einer Hochzeit geladen, die zum Beweis dienen kann, daß die Ehen zuweilen durch die sonderbarsten Veranlassungen gestiftet werden.

XXIX Kapitel.

Die sonderbare Heurath.

Ich rede hier nicht von einer neumodischen Heurath, wenn nemlich ein vornehmer Herr ein Mädchen aus dem niedrigsten Pöbel ihres Geldes wegen heurathet, oder wenn eine Stuzerinn für einen Adonis aufs heftigste entbrennt; — sondern ich erzähle die Geschichte eines Glüksritters, der durch eine ganz eigene

List

List eine steinreiche Witwe in sein Nez zu loken wußte.

Den ersten Besuch macht er seiner Herzensgebieterinn des Nachts um zehen Uhr, mit der Entschuldigung, sie habe ihm versichert, sein Besuch werde ihr zu jeder Stunde angenehm sein. (nota, dies ist zu Nemours, wo die Geschichte vorgeht, eine sehr verdächtige Stunde) Da die Dame sich vor einer gottlosen Verleumdung hüten wollte, die schon öfters über sie ergangen war, so schmälte sie den Galan wegen seines spaten Besuchs recht tüchtig aus; er aber lachte und scherzte darüber, welches sie noch mehr in Harnisch brachte; sie lärmte, tobte, betheuerte, öfnete das Fenster, sah hinaus, und nährte so ihren Verdruß, obgleich eine tüchtige Kälte von der Strasse herkam.

Der Glüksritter benuzte diesen Umstand, zog seine Kleider aus, warf sie eiligst ins Feuer, und schliech sich ins Bette, ohne daß jemand etwas gemerkt hätte. Endlich verläßt die erzürnte Witwe das Fenster, und wird nun um so rasender, da der Liebhaber ihr sagt, seine Kleider liegen im Feuer, sie seien schon fast ganz verbrannt, er habe keine andern, und man müsse nothwendig einen Schneider kommen

men lassen, der von ihm das Maaß nehmen könnte.

Die Witwe will rufen, aber die Worte erstiken ihr, aus Furcht vor Bedienten und Nachbarn, auf der Zunge; sie überhäuft ihn leise mit den erniedrigendsten und grausamsten Schimpfreden, bis sie sich endlich entschließt, den Betrüger zu heurathen, das einzige Mittel, sich mit Ehren aus diesem schimpflichen Zufalle zu ziehen.

Am folgenden Tag wurde der Contract geschlossen, das Aufgebot bekannt gemacht, und noch in der nemlichen Woche die Hochzeit gefeiert. Byty, die bei dem Feste war, konnte von der ganzen Sache nichts begreifen. Es giebt indessen wenige Frauenzimmer, wenn sie anders nicht über allen Verdacht erhaben sind, die in einem solchen Falle nicht in Verlegenheit gerathen sollten.

Herr von Berousin — so hieß der Glüksritter — hatte kein anderes Talent, als seinen schon fünfhundert Jahre lang blühenden Adel an den Fingern zu beweisen, sobald von den Vorfahren die Rede war. Seine Frau, die vom gemeinsten Stande war, fand sich durch sein genealogisches Geschwäze sehr beleidigt, da sie ihn aber nie ganz zum Stillschweigen

bringen konnte, so zählte sie jedesmal Thaler, so oft er von seinen Ahnen sprach, und sagte: das sind meine Ahnen, und die sind gewiß mehr werth, als die deinigen, welche der Hunger tödtete.

Dies machte ihn etwas vernünftiger; da er aber einmal bei einer Pariser Dame sein Glük auf die nemliche Art zu machen suchte, wie er es bei seiner jezigen Frau gemacht hatte, so kam er auf einmal in eine sehr traurige Lage.

Die Dame klingelte; es erschienen zwei Bediente, und Herr von Berousin wurde halb nakend die Treppe hinunter in Fluß gekugelt.

Es war Mitternacht, die Patroulle gieng vorüber, und nahm den unglüklichen Liebesritter mit auf die Hauptwache, wo er so lange bleiben mußte, bis ihn seine Frau am andern Tage holen ließ. Sie erzählte unserer Afrikanerinn diese Geschichte in Gegenwart ihres Mannes, der noch voll blauer Fleken war. Darauf reisten sie mit einander von Paris nach Dole, in Franche-Comte, und hier gab ihr die Frau von Berousin einen Ball, um sich bei der Gelegenheit an einem Regimente zu rächen, das ihr öfters Verdruß gemacht hatte, und das am andern Tage abmarschiren wollte. Man mischte in alle Erfrischungen eine un-

merk-

merkliche Quantität von einem Pulver, das vortreflich purgirte. Die Officiere erinnerten sich auf dem Marsche beständig der Witwe, die sie so gut tractirt hatte. Da sie jeden Augenblik vom Pferde steigen mußten, so war kein Schimpfname, mit dem sie sie nicht beehrten. Man lachte zu Dole, wo das Regiment abmarschirte, und zu Mez, wo es hin kam, über diesen Vorfall allgemein.

XXX Kapitel.

Der Gesellschaftston zu Paris.

Ich komme gerade von Versailles, und bin halb todt, sagte eine Gräfinn beim Eintritt in eine Gesellschaft; der Ort ist ein vollkommenes Chaos. Ich konnte mich nicht zurechte finden, ob ich gleich zehen Täge daselbst zubrachte. Ich hatte so viel Vapeurs, daß ich auf die ganze Welt böse war. Dem ersten Minister der ausländischen Geschäfte hat man neunzehnmal zur Ader gelassen, und man fürchtet — Haben Madame nichts von dem armen Marquis von ** gehört, dessen Ungnade bald allgemein bekannt werden soll? fiel eine kupferfarbige

Baronesse ein. Man behauptet, alle seine Feinde haben sich zu seinem gänzlichen Umsturze verschworen.

Aber was spricht man von der Reform beim Militair, sagte ein Glüksritter, flach und lang, wie Karls des Grosen Degen; daran ist mir sehr viel gelegen. Ich wünschte, das möchte bald ausgemacht werden, erwiederte ein altes Rathsglied, mit einer Folio-Perike, damit mein Sohn, der Kriegsdienste nehmen will, wüßte, woran er sich zu halten hätte.

Ich weis nicht, meine Herren, was man von der neuen Brochüre spricht, die uns so hart durchzieht, sagte ein Puzaffe von Abbe, dessen Blike auf einer artigen Stuzerinn ruhten. Er dünstete so viel Ambra und Riechwasser aus, daß die Präsidentinn Sibilet zweimal ohnmächtig wurde.

Man lacht darüber, antwortete eine alte Marquisinn, deren Runzeln beinahe einem Wagengleise gliechen, so tief waren sie. Aber es ist leider nur allzuwahr, daß die liebe Hündinn der Frau Filipons nicht davon kommen wird, denn der Arzt versicherte gestern Abend, die Leber sei verstopft. Es war gewiß das scharfsinnigste Thier, das die Na-

tur jemals geschaffen hatte. Welcher unersezliche Verlust!

Das neue Stük, das leztern Montag gegeben wurde, sagte ein Stuzer, närrisch verliebt in seinen Blumenstraus, sein Figürchen und seine Klugheit ist ein Meisterstük. Ich würde es mit jedem aufnehmen, der es critisiren wollte. Ich war so dahin gerissen, daß mir das Herz pochte; meine Seele empfand einen wohllüstigen Küzel.

Es ist wahr, die kleine Mignan, die die Hauptrolle hatte, spielt wie ein Engel, fiel ein Rentmeister ein, dessen Kinnbaken sich methodisch bewegte. Ma Foi, gegenredete der Stuzer, indem er seine Manchetten in Falten legte, ich behaupte, sie gefällt schon durch sich selbst auserordentlich.

Das gaben nicht alle zu, und schon wollte sich ein lebhafter Streit entspinnen, als man eine Marschallinn kommen sah, die durch einen heftigen Schnuppen, der sie jede Nacht quälte, ganz unkenntlich geworden war, und erst einige Erleichterung spürte, seitdem sie von einem gewissen Mormidet, bei dem ganz Paris Hilfe suchte, Pillen gebrauchte. Ihr Begleiter war ein groser junger Mann, der den Weltmann affectirte, und die interessanteste

teste Neuigkeiten erzählte, aber so leise, daß ihn Niemand verstund; das ist Hofton.

Nur ein Fräulein hörte sehr aufmerksam zu, verstund aber auch nichts, als ihr ein junger Schwäzer leise ins Ohr raunte, sie sei die liebreizendste Person in der ganzen Gesellschaft, und sogleich von ihr zu einer andern Dame hinflatterte, um ihr das nemliche Compliment, mit der nemlichen Abgeschmaktheit, zuzuflistern. Indessen lieset ein diker Steuereinnehmer einen Befehl ab, wodurch seine Einkünfte beschnitten werden. Sein Vermögen ist zwar unermeßlich, er will aber schon in die bittersten Klagen ausbrechen, als ein Schriftsteller nach der Mode die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich lenkt. Er schimpft auf ein neues Buch, das er nicht gelesen hat, dessen Verfasser er aber nicht gut ist, und spricht im pedantischsten und entscheidendsten Tone, als die Geschichte eines neuen Kopfpuzes ihm nicht erlaubt, weiter zu reden; der Gegenstand ist zu wichtig, als daß man seinetwegen nicht alles andere vergessen sollte. Nun mußten alle Frisuren Revue passiren, bis eine alte verwittibte Staatsdame mit überladenem Magen von ihren schlaflosen Nächten und verdorbenen

benen Verdauungssäften spricht, und dabei sehr oft wiederholt, sie habe einen gar närrischen Magen. Die Scene schließt sich mit den zweideutigen Reden zweier verdächtiger Frauenzimmer, die der Religion und Sittlichkeit von der Seite her beizukommen suchten.

XXXI Kapitel.

Der Liebhaber von sechs und zwanzig Jahren.

Zu Poligny in der Franche-Comte lebte ein junger Mensch, Sohn des Herrn Burinet, halb aus adelichem, halb aus bürgerlichem Geschlechte, entsprossen, der unter der beständigen Aufsicht seiner Mutter, bis er mannbar wurde, weder Tugend noch Laster kennen lernte. Er war beinahe sechs Fuß hoch, und dabei sehr scheu. Die Gegenwart eines Frauenzimmers sezte ihn in die größte Verlegenheit.

Man suchte ihm diese Furcht zu benehmen, und es war auch wirklich Zeit dazu, deswegen brachte man ihn zu einem Procurator nach Paris. Hier nahm er in kurzem den Ton

seiner Freunde an, die neben ihm bei dem Procurator in Dienste waren, und dachte nicht mehr an die Reden seiner guten Mama, die ihm stets eingeschärft hatte, vor losen Gesellschaftern die Ohren zu verstopfen.

Die St. Honore Strase ist eine Klippe, an der schon mancher junge, unerfahrne Mensch scheiterte. Unser Burinet sah in dieser Strase durch die Fenster viele Ladenmädchen, von denen besonders eine seine Blike auf sich zog. Es war wirklich die bescheidenste, denn sie sah weder zur Rechten noch zur Linken, und hatte das feinste und liebreizendste Gesicht. Ihre lebhafte Gesichtsfarbe gab ihr einen bezaubernden Reiz.

Kaum hatte Herr Burinet sie gesehen, so dachte er nur an diesen liebenswürdigen Gegenstand: es deuchte ihn, als ob sie ihn bemerkt, und ihre Blike auf ihn gerichtet hätte.

Drei Abende weidete er seine Augen an diesem lieben Gegenstande, und hofte immer, sie würde heraus kommen. Er will hinein gehen, und wagt es nicht; er geht vor die Thüre, und kehrt wieder um, von Liebe und Furcht getheilt.

Endlich kann er es nicht länger aushalten; er entdekte sein Geheimniß einem seiner Freun-

de, und sie fassen den Entschluß, mit einander, unter einer erdichteten Ursache, zu der Modehändlerinn zu gehen; aber es konnte erst nach zwei Tagen geschehen: welche Ewigkeit für einen feurig Liebenden!

Er zählt Stunden, Minuten, Seconden; er weis nicht, was er spricht und schreibt, so gros ist seine Freude und seine Zerstreuung. Sie ist die schönste Person, die er in seinem Leben gesehen hat, die erste, die ihm Liebe einflößte; er wird sie ewig lieben, und sie heurathen, wenn auch Vater und Mutter dagegen sein sollten.

Der Augenblik ist da, in dem er dieses Meisterstük von Bescheidenheit und Schönheit sehen soll. Sie gehen, nähern sich dem Hause, und kommen endlich an den sehnlichst gewünschten Ort. Unserm Liebenden pocht das Herz, er stottert, und während sein Freund mit der Modehändlerinn spricht, sucht er der Gebieterinn seines Herzens einige Worte vorzustammeln.

Die zur Seite stehenden sehen einander an, schmunzeln und brechen endlich in ein lautes Gelächter aus; aber der Liebhaber blikt immer schüchtern zur Erde, und bemerkt nicht, daß der Abgott seines Herzens ein

bloses Gypsbild ist, das man mit den neuesten Modeerfindungen geschmükt hat. Endlich aber klärt sich das Räthsel auf, und da Herr Burinet sieht, daß ihn alle Ladenmädchen auslachen, und vom Kopf bis auf die Füse messen, so macht er sich eiligst aus dem Staube, und geht verwirrt nach Hause, wo ihn aber sein Begleiter bei allen seinen Freunden geflissentlich lächerlich macht.

Man sagt, er habe es seidem nie wieder gewagt, eine Liebesintrike anzufangen, aus Furcht, einen Fehlgriff zu thun. Die Modehändlerinn selbst erzählte unserer Byty diese Anekdote, und sie unterhielt ihre Freunde damit. Paris lachte darüber, bis die folgende Geschichte den lustigen Bewohnern dieser Hauptstadt Bewunderung abzwang.

XXXII Kapitel.

Die Pastete.

Herr du Lys, ein geborner Holländer, fand bei seinen mittelmäsigen Einkünften von jährlich fünfzehn hundert Livres Gelegenheit genug, seine Grosmuth zu zeigen, denn diese

erhabene Tugend besteht weit mehr in der Art zu geben, als in der Gröse des Geschenks. Er lebte mit einigen guten Menschen, die nicht reicher waren, als er, in der innigsten Freundschaft, und wenn er sich ein groses Vermögen wünschte, so geschah es blos in der Absicht, um dadurch in Stande gesezt zu werden, ihre Umstände zu verbessern. Sie konnten sich mit wenig Kosten ein Vergnügen machen, denn die kostspieligsten Freuden sind nicht die befriedigendsten. Ist ein Spaziergang, der nichts kostet, nicht für jeden, der die Natur liebt, und den Werth eines schönen Tages kennt, eine erquikende Erholung.

Dü Lys lebte ruhig und zufrieden, als ihm von ungefehr ein Schiff, das mit vollen Segeln von Ostindien kam, fünf Millionen Gulden mitbrachte; es war eine Erbschaft, auf die er sich nie Rechnung gemacht hatte, und die ihm die Amsterdammer Banquiers treulich zustellten. Er verschwieg seinen Freunden sein Glük, um das Vergnügen zu haben, sie auf seine eigene Art daran Theil nehmen zu lassen. Er lud sie zum Mittagessen, und das erste, was sie beim Hereintreten sahen, war eine auserordentlich grose Pastete; sie hatte anderthalb Ellen im Umfang, und acht

Fuß

Fuß in die Höhe, und zum größten Erstaunen der Gäste fand man sie, als einer sie öfnete, voll von blanken Thalern.

Nun bediente der grosmüthige du Lys die ganze Gesellschaft damit, erzählte ihr sein unermeßliches Glük, und sagte, wenn das Essen nach ihrem Geschmake wäre, so könnte er mehr damit aufwarten. Die List war bei vertrauten Freunden so edel als scharfsinnig. Sie waren erstaunt, und segneten ihren grosmüthigen Freund tausend und tausendmal.

Er bat sie um die strengste Verschwiegenheit, aber wahre Dankbarkeit erkannte in diesem Stüke nie einen Befehl. Die Geschichte wurde bekannt, und am folgenden Tage wußte sie schon ganz Paris.

Byty wünschte, den auserordentlichen Mann zu kennen, der der Menschheit Ehre machte, und die Grosen beschämte, die gewöhnlich blos auf Mittel denken, ihre Einkünfte zu vermehren, und sie auf eine liederliche Weise zu vergeuden.

Wenn er sie verdunkelte, wie man vermuthen kann, so geschah es, leider, nicht lange; denn, ach! er starb an einem bösartigen Fieber, gerade da er zu genesen anfieng, und sich bereitete, die Grosmuth, die

man nur noch durch Tradition kennt, wieder unter den Menschen aufleben zu lassen. Zum größten Unglük fiel überdies diese Erbschaft einem Geizigen zu, den man nicht ohne Schaudern nennen kann. Er hies Gording, und ist der nemliche, der nie ein Hemde trug, und beständig ohne Betttuch schlief, aus Furcht sie abzunuzen. Nachdem er zur Schande seines Landes, zur Quaal seiner Familie, und von allen rechtschaffenen Menschen verachtet, gelebt hatte, starb er endlich, auf eine elende Art, mitten unter seinen Schäzen. Eine verborgene Thüre war über ihm zugefallen, und er konnte weder heraus kommen, noch um Hülfe rufen. Man fand ihn von ungefehr stinkend und verfault, da man nicht wußte, was aus ihm geworden war, und jeder glossirte auf seine Art darüber. Byty machte Herrn du Lys eine Grabschrift, die allgemeinen Beifall fand, und so oft sie von seiner edlen Seele sprach, traten ihr die Thränen in die Augen.

Der Ritter von Combini dachte, einige Reichen würden aus Ehrgeiz eine zweite Edition der Pastete veranstalten, er öfnete deswegen begierigst alle, die man bei den prächtigsten Tafeln auftrug; aber seine Mühe war ver-

vergebens, wie er selbst in einem kleinen Roman: Die Pastete betitelt, sagt, wo er auf die Reichen dieser Zeit loszieht, die zu nehmen, aber nicht zu geben wissen: er vergleicht sie mit den indischen Kastanienbäumen, die prächtig ins Auge fallen, deren Holz, Blüthe und Frucht aber zu gar nichts taugt. Sie sind gros und sehr gros, sezt er am Ende hinzu, man macht ihnen den Hof, rechnet es sich zur Ehre an, an ihre Tafel gezogen zu werden, und sie sind nicht einmal Menschen: dieses Zeugniß bin ich ihnen schuldig.

XXXIII. Kapitel.

Die kluge Aufwärterinn.

Damals wurde ein Streit vor Gericht anhängig gemacht, dem auch unsere neugierige Afrikanerinn beiwohnte. Ein Canonicus von Clery bei Orleans war mit seiner Aufwärterinn unzufrieden, und wollte sie nicht bezahlen. Diese wurde darüber so böse, daß sie sich selbst in einem schriftlichen Aufsaze vertheidigte, der in ganz Paris circulirte, und

den müssigen Neuigkeitskrämern zur Nahrung diente.

Byty verschafte sich den Aufsaz, um über die französischen Sonderbarkeiten ein Stündchen lachen zu können. Die Aufwärterinn bewies anfangs, daß das Ungeziefer den Abbe aufgezehrt haben würde, wenn sie ihn seit sechs Wochen nicht täglich gekämmt hätte. Sie beschrieb darauf ihre ganze Verwaltung der häuslichen Geschäfte ausführlich, um zu zeigen, daß sie ein Hauswesen zu führen im Stande sei.

Um ihre Sorgfalt für ihren Herrn und zugleich seine Undankbarkeit zu beweisen, erzählte sie eine Anekdote, die allgemein belacht wurde.

Da sein Noviziat zu Ende gieng, sagte sie, erwies ich ihm einen sehr wesentlichen Dienst, der mich aber in eine grose Gefahr sezte. Nachdem ich ihn ein halbes Jahr lang jeden Morgen auf die Minute hin gewekt hatte, konnt' ich ihn eines Morgens, troz meines Schreiens und Lärmens, nicht aus dem Schlafe bringen. Es war im Winter, vor einem Festtage, gerade da er seine Probezeit überstanden hatte. Damit er aber sein Noviziat nicht wieder von vornen anfangen

fangen müßte, hüllte ich mich in seinen Chorrok und in sein Mäntelchen, zog seine Schuhe an, und gieng in diesem Anzug auf den Chor an seinen gewöhnlichen Plaz. Dieser war mir genau bekannt, und da es Nacht war, so bemerkte Niemand den Betrug. Es war mir immer bange, man möchte mich den Gesang anstimmen heissen, zum Glük aber sprach Niemand ein Wort mit mir. Ich verließ den Chor eiligst, aus Furcht, ein Canonicus möchte mich anreden, und als ich zurük kam, fand ich den Herrn Abbe in grosser Angst, die ich ihm aber bald benahm. Da er mich in der Verkleidung sah, rief er frölich aus: Herrliches Weib, nie will ich den wichtigen Dienst vergessen, den du mir erwiesen hast. Ich erkläre dich von nun an für die klügste aller gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen Aufwärterinnen der Canonicorum.

Sie beschloß ihren Aufsaz mit der Erklärung, daß sie das Zutrauen des Herrn Abbe nicht durch ihre Reize gewonnen habe, daß sie sehr häßlich, und gleich nach ihrer Geburt durch die Poken verunstaltet worden sei.

Sie wollte ihre Sache vor den Richtern selbst vertheidigen, welches man ihr auch erlaubte, und da man auf den Artikel der Ausgaben

gaben kam, so zeigte sie der ganzen Gesellschaft, zum Beweis ihrer Treue, ihre alten abgetragenen Kleider, und schloß mit der Versicherung, daß sie nur dann einige Gewalt ausgeübt habe, wenn der Herr Canonicus in Gefahr gewesen sei, bei gewissen Personen seine Ehre zu beflеken.

Unser Capitel, sezte sie hinzu, stund immer in gutem Rufe, und da ich, als Aufwärterinn eines Canonicus, auf die Erhaltung desselben eifersüchtig war, so bestrebte ich mich aus allen Kräften, daß der Herr Canonicus den Glanz desselben nicht verdunkeln möchte. Ach! was könnte aus ihm werden, wenn ich nimmer auf ihn Achtung gäbe! Er sucht mich nur wegzuschaffen, weil er mich fürchtet. Die Aufwärterinn gewann, und der Canonicus nahm sie in der Verwirrung wieder an.

Sie gab unserer Byth Gelegenheit, Portraits zu entwerfen, und man wird finden, daß sie nicht ganz unglüklich darin war.

XXXIV Kapitel.

Portraits.

Byty wurde in eine Gesellschaft geführt, wo sie Personen aller Art traf, die ihr durch ihre Bildung und ihr Betragen so sehr auffielen, daß sie sie zu schildern versuchte.

Es war eine Betschwester, mit einem heiligen Gesichte, braun gekleidet. Sie machte bescheidentlich ihre doppelten Manchetten zurechte, und ihre Augen suchten heimlich einen Zuschauer; von Zeit zu Zeit drang ein Seufzer aus ihrer Brust, und man hätte schwören können, ein Vierteil davon gehöre der Welt, ein anderes dem Himmel, und die andere Hälfte ihr selbst.

Ein aufgeblasener ernsthafter Duns, der nur insgeheim zu lachen wagte, aus Furcht, sich zu gemein zu machen. Mit seinem Lobe war er sehr sparsam, und fand nichts gut, als sich selbst.

Ein Stuzer, der, mit seinem geschminkten Gesicht, auf Schönheit Anspruch machte, und mitten im Cirkel der galanten Damen stund;

stund; er verglich sich mit einer Rose, der die Schmetterlinge schmeicheln.

Ein Unbesonnener, der, ohne Rüksicht auf irgend eine Person, durch sein Geschwäze und seinen Anzug den Wohlstand beleidigte, die Weisen zum Schweigen brachte, die alten Matronen aufzog, die Spröden verspottete, die Coketten dem Gelächter aussezte, und sich mit der Gunst aller Frauenzimmer rühmte, die er nicht kannte.

Ein junger Officier, der, stolz auf seine Uniform, glaubte, Gott habe Bürger, obrigkeitliche Personen, und selbst Prälaten, nur deswegen erschaffen, damit sie ihn hochachten könnten, und der sich für die Untergebenheit, die er seinen Obern beweisen mußte, durch pöbelhafte Grobheiten in Gesellschaften entschädigte.

Ein mit Gold bebrämter Dummkopf, der blos wußte, daß er reich sei, und sich in kein Gespräch einließ, das nicht seine Ländereien, Equipagen, Leute und Kostbarkeiten betraf, der alle Menschen mit Verachtung maß, die blos bürgerlich gekleidet waren, und tausendmal weniger werth war, als das geringste Stük von seinem Hausgeräthe.

Eine

Eine dike Gräfinn, deren Nase, wegen ihrer ganz ungewöhnlichen Länge, immer eine Meile vor ihr ankam. Sie besaß eine gute Portion Neid, und travestirte ihre besten Freunde aufs grausamste, ohne dabei das Lob ihrer Tugenden zu vergessen, und den Umstehenden zuweilen ins Ohr zu zischen, um ihr Gift desto wirksamer zu machen.

Eine leidenschaftliche Spielerinn, die nichts als Karten und einen grünen Teppich kannte, auf Himmel und Erde losschimpfte, wenn weder As noch König kam, von dem nächtlichen Spiel und der beständigen Unruhe ganz eingeschrumpft war, und sich mit reifer Ueberlegung zu Grunde richtete.

Ein Mann, der den grosen Gönner spielte, sich nicht die Mühe nahm, die Fragen, die man an ihn that, zu beantworten, im Tact schneuzte, als ein Mann vom Stande eine Prise Tobak nahm, und nur sprach, um sich zu hören.

Eine Baronesse mit wilden Bliken, und einem entscheidenden Tone. Ungestraft hatte sie zu ihren Begleiterinnen die sieben Todsünden, die sie für die herrlichste Gesellschaft hielt.

Ein Autor, ganz von sich selbst einge=
nommen, der immer seine eigenen Werke aufs
Tapet brachte, auf die lächerlichste Weise
um Lob bettelte, und über jeden aufgebracht
war, der nicht ihm allein Weihrauch streute.
Er lobte die vortreflichsten Schriftsteller sehr
ungerne, denn nach seiner Meinung sollte
alles Lob ihm allein zugehören.

Ein Abbe, der immer mit seiner Gesund=
heit zu thun hatte, und, weil er der größte
Purist in seiner Muttersprache sein wollte,
im Umgange unerträglich langweilig und steif
war.

Ein Mensch, der mit Vapeurs geplagt
war, immer einem Sterbenden glich, dessen
Geist durch tägliche Ohnmachten gelähmt, und
der nur halb auf der Erde war. Seine See=
le war ihrer selbst und der Gesellschaft über=
drüssig.

Eine gelehrte Närrinn, die immer im
Aether schwebte, selten auf die Erde herunter
sah, und blos von Planeten und Lufterschei=
nungen sprach.

Ein unglüklicher Spaßmacher, der selbst
beim größten Unglük und bei einer allgemei=
nen Trauer scherzte, immer mit sich selbst zu=
frieden, mit allen andern Menschen aber
unzu=

unzufrieden war, und ihnen allen den Verstand absprach, aus Furcht, es möchte ihm dadurch ein Abbruch geschehen.

Ein Politiker, der alle verflossenen Jahrhunderte zurükrief, und in die Zukunft blikte, um Systeme zu entwerfen, Inductionen zu machen, und alle, die Gedult genug hatten, ihn anzuhören, durch seine Hypothesen zu ermüden.

Endlich ein unglüklicher Geizhals, der fast das ganze Jahr Hungers starb, aus Furcht vor dem Mangel, und beinahe nakend gieng, aus Furcht, es möchte ihm an Kleidern gebrechen.

XXXV Kapitel.

Das sonderbare Quiproquo.

—

Byty brachte die schöne Jahreszeit auf dem Lande bei einer Gräfinn zu, die ihr ihre ganze Freundschaft schenkte, und die den Reiz einer angenehmen Gesellschafterinn mit einer gründlichen Denkungsart verband. Als sie einmal vor dem Schlosse in einer schönen Allee spazieren giengen, kam ein wohlbeleib-

ter und prächtig gekleideter Abbe in einem goldenen Wagen an: er war ein Hausfreund, und wurde als solcher aufgenommen.

Es wurde Nacht, man spielte, las, speiste, scherzte und legte sich dann zu Bette. Kaum hatte der Abbe die Augen geschlossen, so erwachte er an einer heftigen Colik; er rief, klingelte, aber niemand hörte ihn, und sein Uebel wurde immer ärger. Endlich steht er auf, und da er sich erinnert, auf dem Kamin in der Stube viele Gläser mit stärkenden Wassern stehen gesehen zu haben, so öfnet er das nächste, das ihm in die Hände fällt, und schlukt mit vieler Mühe etwas hinunter, das kaum die Kehle passiren konnte.

Der Schmerz ließ nach; er gieng in sein Bett zurük, und schlief bis den folgenden Morgen um zehn Uhr, in welcher Stunde ihn die Gräfinn fragen ließ, wie er die Nacht zugebracht hätte. Fürchterlich, sagte er, ich litt die entsezlichsten Kolikschmerzen, und da mir Niemand auf mein Klingeln und mein Geschrei zu Hülfe kam, so gieng ich zu den Gläsern auf dem Kamin (darauf weisend) hin, und beschloß, das erste, das mir in die Hände fiele, ganz auszuleeren; ich thats, das

Mittel

Mittel hat geholfen, und das Uebel auf der Stelle nachgelassen.

Während dieser Erzählung näherte sich der Kammerdiener dem Kamin, um zu sehen, welches Glas bei dem Kranken eine so gute Wirkung gemacht hätte: auf einmal rief er ganz bestürzt aus: Ach! Herr Abbe! Sie haben den Herrn Grafen verschlungen.

Es war wirklich ein kleiner Embrio, den die Gräfinn vor sechs Wochen geboren, und den man in Weingeist gelegt hatte. Der Abbe — weich von Temperament und Aussehen — fiel in eine starke Ohnmacht, aus der er sich nicht erholen konnte oder wollte. Man lief zur Gräfinn, um Riechwasser zu holen, und erzählte ihr den ausserordentlichen Vorfall, worauf sie gleichfalls in eine Ohnmacht sank. Ihre mütterliche Zärtlichkeit erwacht; es ist ihr Sohn; ein Abbe hat ihn verschlungen; der Kopf geräth in Unordnung; das Herz wird zerrissen; die Sinne schwinden.

Byty geht von einem Zimmer zum andern, und kann weder den Abbe noch die Gräfinn beruhigen. Endlich aber gieng der erste Schmerz vorüber; doch ließ die Gräfinn dem Abbe sagen, er möchte ihr Schloß verlassen,

lassen, seine Gegenwart sei ihr unerträglich, ja sie könne nicht einmal seinen Namen hören. Er machte sich sogleich auf den Weg. Nach einigen Stunden kam der Vater des verschlungenen Grafen von einer kleinen Reise auf das Schloß zurük, und kaum hatte er die tragische Geschichte vernommen, so stieg er zu Pferde, und eilte dem Abbe nach, um ihn zu ermorden. Er behauptete, dieser Vorfall entehre seine Familie und seinen Namen, und schrie um Rache.

Sie trafen einander auf dem Wege; ein Offizier, der vorbei ritt, fand Gelegenheit, sie zu besänftigen, und die Scene schloß sich mit einem kräftigen Mittagessen, das sie bei einem alten Freunde nahmen, und wozu sie als gute Freunde zechten.

Byty vergaß diesen Vorfall nie, und er war auch wirklich so ausserordentlich, daß er nicht leicht vergessen werden konnte. Der Abbe mußte drei Monate lang allen seinen Freunden diese Geschichte erzählen, daß er endlich darüber die Gedult verlor.

Die Bekanntschaft der Negerinn mit dem Abbe dauerte nicht lange, denn er wurde bald darauf bei Nacht in der Strase Hautefeville erstochen. Obgleich die Policei von Paris immer

mer eifrig bemüht war, Unordnungen vorzubeugen, so fehlte ihr doch die Thätigkeit, die sie gegenwärtig so wachsam macht, das heißt, es fehlten ihr aufgeklärte Richter, denen nichts entgeht, und deren Eifer und Klugheit die verborgensten Geheimnisse durchdringt, um dem Verbrechen Einhalt zu thun, und den Schuldigen zu ergreifen.

Das folgende Jahrhundert wird sich mit dem gegenwärtigen vereinigen, um sie nach Verdienst zu loben.

XXXVI Kapitel.

Die Leichtsinnigen.

—

Diesen Namen gab Byty einer Gesellschaft junger Leute, die überall herumliefen, alles beurtheilten, und nichts verstunden. Es erschien keine Brochüre, es trat kein Schriftsteller vor das Publikum, den sie nicht im unanständigsten Tone und auf die vernunftwidrigste Weise recensirt hätten. Literatur, Philosophie, Politik, sogar Theologie — alles zogen sie vor ihr Forum; nie konnten sie schweigen, nie zweifeln.

Ihr Leichtsinn war um so lächerlicher, da die Basis ihrer ganzen Gelehrsamkeit einige Komödien und Journale waren, und die ältesten von ihnen noch nicht fünf und zwanzig Jahre zurükgelegt hatten.

Sie wußten auf die verschlagenste Art Gelegenheitsgedichte zu plündern, und sich damit zu schmüken, und wenn man ihnen einige wirklich vortrefliche prosaische oder poetische Fragmente vorlas, so billigten sie dieselben mit der stolzen Mine des Kenners. Sie führten in jeder Gesellschaft das Wort, und der klügere Theil mußte schweigen. Die Vernunft seufzte im Stillen über ihre Verirrungen, und gute Gesellschaften waren darüber aufgebracht. Mit ihnen verbanden sich einige Stuzerinnen, und dieses Ungeziefe flisterte einander zu, und lachte auf die unanständigste Weise.

Byty war zu vernünftig, als daß sie sich über einen Menschen hätte unverdienter Weise lustig machen sollen; hier aber bot sie zur rechten Zeit ihren ganzen Wiz auf, um diese Leichtsinnigen zu Boden zu werfen, die gleich den Hornissen nur stechen und sausen konnten. Bald machte sie sie auf die feinste Art lächerlich, bald analysirte sie ihre Sophis=

phismen. Sie legte ihnen Verse aus den berühmtesten Dichtern als die ihrigen vor, und wenn sie mit Adlerklauen darüber herfielen, und das armselige Specimen, wie sie es nannten, unbarmherzig zerfezten, zog sie ruhig das Buch aus der Tasche und beschämte sie; aber sie liesen doch nicht von ihrem Wesen.

Das Unglük wollte, daß einer ihrer Coryphäen (Obersten) eine Komödie machte, welche, die geplünderten Stellen ausgenommen, ganz erbärmlich war.

Dies ist ein lebendiges Gemälde vieler Recensenten, die von Zeit zu Zeit vor dem Publikum erscheinen, und nichts gut finden, als was sie selbst machen. Wie viele von ihnen versündigen sich nicht gegen alle Regeln, wenn sie schreiben, und mishandeln alles, was geschrieben wird!

Le sot admire tout, le fat n'admire rien.

Besonders traf Byty in der Provinz viele Critiker der Art an. Je weniger man gesehen hat, desto mehr entscheidet man; ein Geschmiere von hundert Seiten, das auf die unverschämteste Weise über die Alten und Neuern urtheilt, kann den Geschmak der meisten jungen Leute verderben, besonders

wenn der Verfasser kurz entscheidet, und nichts achtet. In der Hauptstadt hat man mehr Gelegenheit zum Lernen, und wird eher daran gewöhnt, mit seinem Urtheile zurük zu halten; aber man muß sie nicht blos obenhin und im Vorübergehen besehen, denn alsdann glaubt man oft, unter dem Vorwande, daß man an der Quelle der Kenntnisse und des guten Geschmaks gewesen sei, das Recht erlangt zu haben, das menschliche Geschlecht zu regieren.

XXXVII Kapitel.

Byty wird durch die Schauspieler gerochen.

—

Da Mamoulot — der elendeste Bücherschreiber und niederträchtigste Verläumder — alle Herren am Hofe, die ersten Damen von Paris, und die berühmteste Schriftsteller begeifert hatte, so kam er an die Fremden, und machte sich auf Kosten der armen Afrikanerinn lustig, die sich aber nicht im geringsten dagegen auflehnte. Er beschuldigte sie, sie habe einen verbotenen Umgang mit einem berühmten Schauspieler, und ersann davon einen Roman, der einige Monate lang stark

gelesen

gelesen wurde, weil man Niederträchtigkeiten liebt: man las ihn aber mit Verabscheuung seines Verfassers. Byty war über alle Pfeile der Verläumdung erhaben, und verachtete die Ungerechtigkeit; aber der Schauspieler, ein scharfsinniger Kopf, brachte den Mamoulot in einem kleinen, sehr wizigen Stüke, als die Hauptperson auf die Bühne. Dadurch wurde er allgemein bekannt, und durch mancherlei Zusäze und Nůancen so lächerlich gemacht, daß er das Königreich verlassen mußte. Seine Anhänger, deren Zahl freilich sehr geringe war, machten sich von ihm los, und sahen nun in dem, welchen sie als ihren Coryphäus verehrt hatten, nichts als eine Geisel der Gesellschaft.

Die italiänische Komödie vereinigte sich mit der französischen, um die liebe Byty unter dem Schleier der Allegorie zu loben. Bekanntlich gab es unter den Schauspielern immer Männer, die Verdienste zu schäzen wußten, und deren Achtung man nur erwerben konnte, wenn man wirkliche Vorzüge besaß. Unsere Negerinn bezeugte ihnen ihre Erkenntlichkeit durch ein artiges Fest, daß sie ihnen zu Passy gab, und wobei sie ein paar tausend Thaler auf eine grosmüthige Art los wurde.

wurde. Man hielt sie für die Verfasserinn einiger Lieder, die die Gesellschaft aufheiterten, und zu deren Verfertigung es ihr nicht an Talent fehlte.

XXXVIII Kapitel.

Das angenehme Mittagessen.

Unsere Afrikanerinn wurde von den liebenswürdigsten Personen von Paris zu Vincennes sehr herrlich bewirthet. Der Tisch stund auf einmal, wie hergezaubert, prächtig servirt da; nach dem ersten Gedeke gieng man in ein herrlich illuminirtes Nebenzimmer, wo die delicatesten Braten, und alles, was das Genie der Köche herzaubern konnte, in der ausgesuchtesten Ordnung aufgetragen wurde.

Das Desert wurde in einem Lustwäldchen unter Springwassern und Brunnen, aus denen der herrlichste Wein floß, genommen. Eine rauschende Synphonie bezauberte Herz und Sinnen, worauf Weisheit und Anmuth durch den Mund der liebenswürdigsten Personen sprachen. Man hatte sorgfältig allen Thoren, gelehrten Damen und Spöttern,

den Zugang verschlossen. Alle Gäste waren einig. Niemand herrschte; jeder war lustig, wizig und sang.

Von verschiedenen Seiten kamen aus den Alleen vier und zwanzig Knaben und Mädchen, und spielten die Einfalt, ein Schauspiel in drei Aufzügen, in dem sich das Genie unter der natürlichen Anmuth verstekte. Dieses angenehme Schauspiel schloß sich mit leichten Tänzen und einem herrlichen Pastorale, das von zwei Chören gesungen wurde.

Auf diese Vergnügungen folgte eine angenehme und interessante Unterredung über Gelehrsamkeit und Bücher. Jede Meinung wurde freundschaftlich angehört, und jedermann entdekte unverholen seine wahre Gesinnung. Unschuldige Spiele, von denen Gewinnsucht und Furcht vor dem Verluste fern waren, beschlossen den Tag, an den Byty nie ohne inniges Vergnügen denken konnte.

XXXIX Kapitel.

Das Gespenst.

Die Dame, bei der Byty wohnte, bekam einen Besuch von einem Todten, der sie nur deswe-

deswegen verließ, damit er sich begraben lassen könnte. Sie erwartete schon lange ihren Neffen; endlich kam er mit dem Postwagen, und nachdem er seine Tante besucht, bei ihr zu Nacht gespeißt und geschlafen hatte, verschwand er am folgenden Tage, und gieng in den Gasthof von Bretagne in der Andreasstrase, wo ein Geistlicher auf ihn wartete, um ihn zu begraben.

Niemand konnte diesen Vorfall begreifen oder erklären, und doch war nichts gewisser, als daß Frau Keran einen Jüngling gesehen hatte, der ihr seinen Tod vorher gesagt hatte, und auch wirklich gestorben war.

Sobald das Gespenst die Flucht genommen hatte, schikte sie in den Gasthof von Bretagne, wo man mit einer Leichenzubereitung beschäftigt war, und erfuhr zugleich, daß ihr Neffe den vorigen Abend gestorben wäre. Niemand wollte den Vorfall glauben, und jedermann sprach davon. Die Tante konnte sich von ihrem Schreken nicht erholen, und wünschte mit vier Zungen davon reden zu können.

Man mußte entweder glauben, oder sein Urtheil zurük halten, oder läugnen. Diese

drei

drei verschiedenen Meinungen theilten die Köpfe, bis sich die Sache endlich entwikelte.

Der angebliche Tode hatte sich blos ein Vergnügen machen wollen. Es war ein junger Mensch aus der Stadt Morlaix, der von Rennes nach Paris gereiset war, und Unterwegs mit dem Neffen der Frau Keran Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser hatte ihm seine geheimsten Familiennachrichten und die Absicht seiner Reise entdekt. Er wußte, daß die Tante seinen neuen Freund noch nie gesehen hatte, und da derselbe in dem Gasthofe, wo sie abgestiegen waren, plözlich starb, so nahm er seinen Namen an, gieng mit seinen Briefen zu der Tante, blieb bei ihr die Nacht über, und entfernte sich am andern Morgen eiligst, unter dem Vorwande, er müßte sich begraben lassen.

Dieses sinnreiche qui pro quo sezte ganz Paris in Verwunderung, und war Ursache, daß die reiche Witwe Keran den angeblichen Todten wieder sehen wollte, an ihm Gefallen fand, und ihn heurathete. Byty war über die Frau böse, weil sie einen solchen Aventürier hätte verachten sollen; aber die Liebe vernünftelt nicht. Dies war die Ursache zur Trennung; unsere Afrikanerinn zog in die Dau-

phine-

phine = Strase zu einem sehr liebenswürdigen und vernünftigen Buchhändler.

XL Kapitel.

Die Buchhändler.

—

Ein Buchhändler, der mit seinem Geschäfte vertraut ist, den neuesten Zustand des wissenschaftlichen Geschmaks und der Literatur kennt, und einen genauen Bericht davon erstatten kann, ist wahrlich ein sehr schäzbarer Mann. Paris und mehrere französische Städte konnten immer solche Männer aufweisen. Byty hatte in dem neuen Hause, das sie bezog, Gelegenheit, sie kennen zu lernen, und war darüber entzükt. Mein Geist hat sich verdoppelt, sagte sie, seitdem ich in dieser Gesellschaft bin. Man lud sie oft zum Abendessen oder zu kleinen Lustparthien auf dem Lande, wo man auf eine sehr interessante Art von den Büchern und den Schriftstellern unsers Jahrhunderts sprach.

Mit besonderem Vergnügen sah sie fast täglich ein armseliges Scriblerheer in abgetragenen, zerlumpten Kleidern in Buchladen

kommen

kommen, um seine Geistesproducte und seine Verdienste anzupreisen. Oft aber wunderte sie sich darüber, daß man zuweilen Romane annahm, und die Verfasser solider Werke abwies. Man sagte ihr aber, daß in einer Stadt, wie Paris, fast immer die Mode den Ton angebe, und daß diese sich jedes Jahr, ja wohl jeden Monat ändere.

Nichts ist schwerer, sagten die Buchhändler, als das Schiksal der Bücher zu bestimmen, die erscheinen sollen. Einige machen ein erstaunendes Glük, und andere bleiben liegen, ohne daß man recht weis warum. Aber die meisten müssen ausposaunt werden, wenn sie recht in Umlauf kommen sollen. Oft kann das auch ein recht auffallender Titel, oder eine Dedication an eine Hofdame, die das Buch in Schuz nimmt, bewirken. Wir erstaunen zuweilen selbst über den grosen Absaz gewisser Bücher. Das Publikum schenkt ihnen eigensinnig seinen Beifall, die Critik und unser eigenes Urtheil mag ihnen auch noch so ungünstig sein.

Indem sie so mit unserer liebenswürdigen Afrikanerinn, deren natürlicher Verstand ihnen sehr wohl gefiel, beim Mittagessen sprachen, trat unangemeldet ein Abbe ins Zimmer,

mer, den man Vent-Coulis (den Zugwind) nannte, und apostrophirte die Gesellschaft sehr komisch, mit den Worten, die er sehr laut sprach: „Meine Herren, ich weis, daß ich hier unter Männern bin, die Verdienste wägen, und Talente prüfen. Wenn Sie auf die meinigen von meinem kleinen Körper schliesen, so bin ich verloren; beurtheilen Sie dieselben aber nur nach dem Manuscript, das ich die Ehre habe Ihnen vorzulegen, so trage ich einen vollständigen Sieg davon, und mache mir dann selbst wegen meines Genies ein Compliment, denn dieses Product verräth gewiß Genie. Es muß mir auf der Stelle fünf und zwanzig Louisd'or einbringen, denn ich muß einen Wechselbrief von der nemlichen Summe bezahlen. Aber ich habe nun schon so viel gesprochen, daß ich mich nothwendig zu Tische sezen muß, und ich hoffe, Sie werden mir meine Freiheit nicht übel nehmen. Seit sieben und dreisig und einer halben Stunde hab' ich nichts gegessen; ich weis es noch ganz genau. Mein Magen ist eine Sonnenuhr, die ohne Sonne und Zeiger Viertelstunden und Minuten weiset. — Ich erstaune selbst, wenn ich den Schrank durchsehe, in dem ich meine schrift-

lichen

lichen Sachen verwahre. Sie sind am Nachtische, meine Herren, das heißt, es ist für Sie jezt die gelegenste Zeit, mein Manuscript durchzusehen, und für mich die ungelegenste, weil das Essen schon abgetragen ist."

Die Gesellschaft fand den Abbe sehr munter, und was man aus seinem Manuscripte vorlas, war es nicht weniger; man lies eine Pastete zurük bringen, die er wie eine Muscatnuß hinunter schlukte. „Ich hab' sie nicht gegessen, sondern verschlungen, sagte er, und das war nicht erlogen.

Man bat ihn, den folgenden Tag wieder zu kommen, wo man ihm für sein Manuscript dreihundert Livres bezahlte. Der Titel desselben war: **Apollo's Verachtung mit den Vapeurs der neun Musen bereichert.** Die Buchhändler schossen noch dreihundert Livres zusammen, und machten ihm damit ein Geschenk, um ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen.

Da der Abbe sein Glük vernahm, bestürmte er alle Superlative, und schrieb bald darauf eine Schrift zur Ehre der Buchhändler. Das Lob war fein und sehr schiklich angebracht. Der Titel des Buchs hies: **Die Dankbarkeit eines Gasconiers gegen die**

wohlthätigen Buchhändler. Die Dedication fieng mit den Worten an: Zu meiner Schande, zu meiner grösten Schande muß ich gestehen, daß ich ehemals übels von den Buchhändlern sprach; jezt aber sage ich mein *Confiteor*, und bezeuge den Toden wie den Lebenden, daß sie die liebenswürdigsten, edelsten und grosmüthigsten Menschen sind, und bitte den Himmel, mir gewisse zweideutige Ausdrüke zu verzeihen, die ich mir ehemals gegen sie erlaubte, und sie alle reich und glüklich zu machen.

Er hies Abbe von Quatrambas, und behauptete, er habe die Seele eines Römers wegpracticirt, weil seine Gesinnungen über sein Jahrhundert und über seine Nation erhaben wären.

Byty erwies ihm viele Gefälligkeiten, die er aber misbrauchte; dadurch wurde sie ihres Aufenthalts zu Paris überdrüssig, und beschloß, nach der Provinz zu reisen. Der Abbe sagte zu seiner Entschuldigung, die Buchhändler haben seine ganze Erkenntlichkeit an sich gezogen; er suche sie immer wieder anzufachen, sie gebe aber auch nicht einen Funken mehr von sich.

XLI Kapitel.

Byty's Aufenthalt zu Romorantin.

Da Herr Vidien unsere Afrikanerinn zur Abreise fest entschlossen sah, so rieth er ihr nach Romorantin, einem kleinen gesellschaftlichen Städtchen, zu reisen, wo er eine gute Freundinn hätte. Byty folgte seinem Rathe; kaum aber war sie angekommen, so betheurte die Frau Procuratorinn, die sie fast zuerst erblikte, sie könnte sie, wegen ihrer Farbe, unmöglich mehr sehen. Die Frau Präsidentinn lärmte entsezlich, daß sie sich so tief herabgegeben, und sie eines Besuchs gewürdiget habe.

Es war im Städtchen ein Ball angesagt, bei dem altmodisches, steifes Ceremoniel, wie in allen kleinen Städchen, herrschte. Hier beschwerten sich alle Damen über den jungen Rapiquet, den Sohn eines Steuerraths, weil er so wenig ekel war, daß er sogar mit einer Negerinn tanzen konnte; aber er lachte über dieses Gewäsche, und sagte, er schäze die klügsten und gebildetsten Damen am meisten, und die Farbe komme gar nicht in Betrach-

trachtung, wenn von einem wohlerzogenen fremden Frauenzimmer die Rede sei.

Man zählte ihn unter die jungen Leute, die der Aufenthalt zu Paris verdorben hätte, und bestund darauf, Byty nicht wieder zu sehen. Wenn man sie nur wenigstens in Ruhe gelassen hätte, aber täglich wußte man etwas neues von ihr; die verschiedenen Gerüchte, die über sie ergiengen, kamen vom Notar — der alles, was bei Hofe vorgieng, vorher wußte — vom Chirurgus — der Krieg und Frieden machte, und die Armeen gewinnen und verlieren ließ — und vom Apotheker her, der sich mit der Reform des Clerus und der Abschaffung der Mönche viel zu schaffen machte.

Diese im Städtchen sehr angesehenen Personen versammelten sich gewöhnlich auf dem Markte, und fällten über alles ein Endurtheil, besonders, wenn sie noch die vierte Person bei sich hatten, einen angesehenen Bürger, dessen einziges Geschäfte Verleumden war.

Er hatte immer junge Leute bei dem Fräulein von Schwarz (so nannte man unsere Afrikanerinn) aus- und eingehen gesehen, und hatte sie aus mancherlei Gründen

wegen

wegen Zauberei im Verdacht, welche Meinung auch bald im ganzen Städtchen Beifall fand. Man hatte sie das Sieb umdrehen, und einen Rauch machen gesehen; sogar ihren Hund hielt man für einen kleinen Hexenmeister — weil er schwarz war.

Das machte so viel Aufstand im Orte, daß man sich bei einem alten Canonicus, dessen Nase und Kinn einander zu berühren schienen, erkundigte, ob man sie mit Recht aus dem Städtchen verweisen könnte. Eine Stunde lang währte es, bis dieser engbrüstige Greis endlich heraus keuchte: er erinnere sich, einmal gelesen zu haben, die Seele einer Afrikanerinn sei so schwarz, wie ihre Haut, und er glaube, man dürfte ihr mit allem Rechte das Städtchen verbieten.

Byty wartete nicht so lange, bis dies geschah; unwillig über so viel elendes Gewäsche nahm sie ihren Weg nach der Provence, fest überzeugt, in kleinen Städtchen finde man gewöhnlich kleine Ideen, kleine Manieren und kleine Gesinnungen.

XLII Kapitel.

Byty besucht Marseille.

Sie war noch keinen Monat in dieser Stadt — in der alle Leidenschaften eine glänzende Rolle spielen, und über ihren herrlichen Aufenthaltsort entzükt sind — so wurde dieselbe plözlich durch eine fürchterliche Pest verheert. Vergiftete Kaufmannsgüter stekten alles an, und diese erstaunlich bevölkerte Stadt wurde endlich in ein Hospital und in einen Kirchhof verwandelt. Man sah in allen Strasen nichts als Tode und Sterbende: jeder zitterte für sein Leben, und bekümmerte sich nicht um seinen Nachbar; nur der unerschrokene Prälat Belsunce wandelte mit festem Schritt über die Gräber hin, gieng zu allen Einwohnern, und zwang den Tod selbst, sein wichtiges und beschwerliches Amt hochzuachten. Wo es Noth war reichte er die Sacramente, tröstete und beruhigte die Betrübten, daß sich jedermann darüber wunderte, da ihm Rom ein bloses Pallium schikte, ob er gleich den Purpur verdient hätte.

Byty betrachtete ihn immer mit Bewunderung; sie wurde krank, und hatte den Schmerz, ihre Kammerfrau und ihren kleinen Neger in der äuserſten Gefahr zu wiſſen: zum Glük aber starb niemand.

Sie verließ so schnell, als möglich, eine Stadt, die einer Einöde glich, und wo das schreklichſte Schauſpiel Seele und Sinne abstumpfte. „Grauſames Schikſal! rief Byty. Das Unglük entſpringt unter meinen Füſen. Ich komme in eine Gegend, die der Himmel geſegnet hat, und plözlich wird sie vergiftet.“

Sie reiſte nach Avignon, einer Stadt, die ihr Alter, ihre Mauern und ihre Lage berühmt machen. Da dieſe Stadt die Pflanzschule armer Edelleute iſt, so suchten viele von ihnen die Bekanntſchaft der schönen Mohrinn, besonders verſeufzte der Ritter von Narbaclan die Nächte unter ihrem Fenſter, aber, leider, vergebens, denn unſere Byty reiſte nach drei Tagen nach Carpentras, wo sie mit sehr liebenswürdigen Perſonen Bekanntſchaft machte, beſonders mit der Frau von Normaſſon, der Witwe eines Schweizer-Officiers, die ihr ihre Geſchichte erzählte.

In ihrem dreizehnten Jahre war sie geraubt und unglüklicherweiſe an einen sehr

schlimmen Ort gebracht worden. Eine alte Messaline, Namens Barbosa, hielt sie mit zwei andern Mädchen in der engsten Gefangenschaft, und legte ein öffentliches Bordel mit ihnen an. Die drei Mädchen hatten nur ein Kleid und einen Kopfpuz, womit sich jede des Tags einige bestimmte Stunden lang schmüken durfte. Jede mußte täglich ihrer unerbittlichen Aufseherinn zwölf Franken bringen. Die unglükliche Geraubte war endlich dieses schändlichen und abscheulichen Gewerbes so überdrüssig, daß sie ihr Unglük dem Herrn von Normanson, mit dem sie von ungefehr bekannt wurde, entdekte. Sie riß sich die Haare aus, und verfluchte ihr Schiksal, welches ihn so sehr rührte, daß er sie auf der Stelle von diesem schimpflichen und gefährlichen Orte weg und in ein Convent brachte. Nachdem sie fünf Jahre daselbst gewesen war, und den Geruch nach der Frau Barbosa ganz verloren hatte, heurathete er sie. Sie war eine vortrefliche Frau geworden, die allgemein hochgeachtet wurde; — ein seltenes Beispiel, das mehr bewundert als nachgeahmt zu werden verdient.

XLIII Kapitel.

Sie durchreist verschiedene Provinzen.

Ich weis nicht, welches Ungefehr Byty in die Abtei von Montigny in Franche=Comte führte; gewiß aber ist, daß sie daselbst war, und gut aufgenommen wurde, ob sie gleich nicht von Adel war, und daß man sie öfters Biribi spielen ließ. Die Stiftsfräulein theilten sich ihrentwegen in zwei Partheien; die einen waren eifersüchtig darauf, daß sie die andern besuchte, und das gab grosen Haß und Zwiespalt in der Abtei.

Weil sie klug war, reiste sie weiter. Die Frau von Cabistore führte sie auf das Landgut einer Präsidentinn, ihrer Freundinn und Vertrauten. Als sie drei Tage daselbst war, schlug der Bliz ein, fuhr über die Lenden eines Pferdes, verbrannte den Bart eines Capuciners, und bezeichnete jedermann, nur Byty nicht, die damals in einem vom Schlosse weit entlegenen Baumgarten spazieren gieng.

Eilf Personen wurden vom Bliz getroffen, der im Zik=zak über die schönsten Frauen und

Mäd=

Mädchen hinfuhr. Der Bliz ist nicht galant. Dem einen war der Kopf geschunden, dem andern das Gesicht gemohrt, jenem war ein Fuß gelähmt, und diesem ein Arm abgeschlagen. Byty konnte sie kaum mehr erkennen.

In Champagne bekam sie die Blattern sehr stark, aber ohne daß ein Merkmaal an ihrem Körper davon zurükgeblieben wäre. Sie ließ fleisig Thür und Fenster öfnen, um die vergiftete Luft gegen frische zu vertauschen, und führte zuerst diesen Gebrauch in Europa ein.

Da der Richter des Orts erfuhr, daß sie wiedergenesen, und besonders sehr reich wäre, so machte er ihr mit seinen fünfzehn Kindern seine Aufwartung. Jedes derselben bewillkommte die Kranke mit einem Verse. Byty hörte ihnen zu, dankte ihnen für ihren guten Willen, und belohnte sie, worin sie es besser machte, als gar viele adeliche Dummköpfe, die alles für Schuldigkeit halten, und ein Compliment kaum anhören. Man sollte wenigstens die Arbeit und die gute Absicht mit einer zufriedenen Mine belohnen.

Byty kam von da nach Reims, einer Stadt, die durch ihren guten Wein und ihre

Pfeffer=

Pfefferkuchen bekannt ist. Hier mischte sie sich, troz ihrer Leiden, in eine muntere Gesellschaft, und kam darauf in ein kleines Städtchen, wo eine tragisch-comische Scene ihr ein mitleidiges Lächeln abnöthigte.

Einige junge Leute wollten in einer zahlreichen Gesellschaft den Ton angeben; es war von Büchern und jezt lebenden Schriftstellern die Rede. Der Streit wurde lebhaft, die Frauenzimmer mischten sich darein, und in einem Augenblike flogen Brochüren, Fächer, Hüte, Karten, Tassen und Spiegel von einer Eke zur andern, und man hörte nichts als Drohen, Schimpfen und derbe Schwüre. Man zog den Degen, versezte seinem Gegner einen Hieb, suchte sich aus dem Staube zu machen, und schimpfte auf die ganze Gesellschaft.

Den folgenden Tag ließ der Magistrat in allen Strasen ein Mandat anschlagen, des Inhalts: Die jungen Leute sollten auf die Reden der Alten hören, und sich nicht unterfangen, über Bücher und Schriftsteller zu urtheilen, weil sie doch gewöhnlich nur dummes Zeug reden würden; wer diesem Befehle entgegen handelte, sollte um fünfzig Livres

gestraft werden, die dem Spital zufallen sollten.

Dieses Mandat erhizte die Köpfe; die jungen Leute streuten in der ganzen Stadt Satyren und Lobgedichte aus, in denen sie, wie's in poetischen Misgeburten gewöhnlich ist, die gelobten und getadelten Personen mit den Göttern und Teufeln in eine Reihe sezten.

Nichts ist gefährlicher, als wenn in kleinen Orten eine Uneinigkeit ausbricht. Das Städtchen empfindet noch jezt die Folgen dieses schon vor fünfzig Jahren geschehenen Auftritts. Man zählt noch sechs Familien daselbst, die seit dieser Zeit in der unversöhnlichsten Feindschaft mit einander leben. In Paris wäre ein solcher Vorfall längst vergessen, und dieser wäre nie geschehen, wenn man dem Rathe eines vernünftigen Schriftstellers gefolgt wäre, der damals im Städtchen wohnte; da man ihn aber täglich sah, so konnte man sich nicht vorstellen, daß er ausgebreitete Kenntnisse und einen gebildeteren Verstand haben sollte, als die andern Einwohner.

Das ist das gewönliche Loos der Schriftsteller, die in der Provinz wohnen; man lobt

sie,

sie, wo sie nicht sind, und würdigt sie keines Anbliks, wo sie sind. Dieser sagte zu Byty, die ihn fleisig besuchte, wenn er etwas von seinen Arbeiten vorlese, so höre man ihn entweder gar nicht an, oder man sage mit der Mine des Kenners und Mäcenas, das ist nicht so übel, das läßt sich hören. Er lachte im Stillen darüber, und that Gutes, wo er konnte. Ein vernünftiger Mann verachtet solche Pinseleien.

Die Wissenschaften und besonders die schöne Literatur macht auf schwache Köpfe eine gar sonderbare Wirkung. Sie ist für sie eine Nieswurze, die ihnen die schreklichsten Convulsionen macht, und öfters das Gehirn verrükt. Unsere Afrikanerinn sagte zu dem Schriftsteller: guter Himmel, auf welches unfruchtbare Erdreich sind sie nicht gefallen; überall bewundert man Sie, nur hier nicht.

Es ist wahr, Herr Serisy (so hies der Gelehrte) suchte sich nicht geltend genug zu machen; man muß gewissen Leuten, die alles zu wissen glauben, weil sie einige Journale und Komödien gelesen haben, derb zu Leibe gehen.

XLIV Kapitel.

Sitten der Provinz, von Byty selbst erzählt.

Guten Morgen, Fräulein Byty, wie befinden sie sich? Willkommen, Fräulein Byty; ist ein kleines Spiel beliebig, Fräulein Byty? Ich sah Sie gestern, Fräulein Byty, als Sie von Herrn Bargoneau zurükkamen; mit diesem Herrn Bargoneau hab' ich vorgestern ein Kind aus der Taufe gehoben; er ist der Vetter der nemlichen Person, die meine Nichte geheurathet hat, und Policeilieutenant.

So apostrophirte man mich in allen kleinen Städten, wo es gewönlich ist, die Leute immer bei ihrem Namen zu nennen.

Tausendmal bitt' ich um Vergebung, Fräulein Byty, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu einem schlechten Abendessen zu laden; aber bei gemeinen Leuten ist es nicht anders; (nota, das Essen war vortreflich) es ist bei Personen bürgerlichen Standes Sitte, sich beständig wegen der schlechten Aufwartung zu entschuldigen, damit man sie um so mehr lobe, und ihrer Freigebigkeit beständig Weihrauch streue.

Sie haben da ein Kleid nach dem neuesten Geschmake, Fräulein Byty: könnte man wol wissen, was die Elle kostet, und wie hoch ein ganzer Anzug kommt? — Verzeihen Sie mir, Fräulein Byty, daß ich Sie frage, wo Sie den gestrigen Abend zubrachten, und was Sie am Montage machten? Man braucht nur kurze Zeit in einem kleinen Städtchen zu sein, um mit solchen Fragen bestürmt zu werden.

Die Dame, bei der Sie diesen Morgen waren, hat in ihrem Leben schon viel Unglük erfahren; es ist die beste Frau von der Welt, aber zu leichtsinnig. Ihre älteste Tochter mußte dafür büsen; wenn sie sich mit einem gewissen Officier nicht zu weit — Doch, das geht uns nichts an. Ihr Hausherr ist ein sehr kluger Mann; Schade, daß er keine Lebensart hat; sein Bruder war eben so; er brachte alles durch, und am Ende wurden die Leute noch betrogen.

Sie haben das Fräulein von * * allerliebst gefunden; aber sie weis ein Bischen zu viel, und ihre Coketterie geht gar zu weit: sie dürfte nicht noch auf einen Freier warten, wenn ihrem Vater nicht der fatale Streich begegnet wäre. Er kommt oft in Ihr Haus;

aber ich sage nichts mehr, denn vor den Fremden muß man verschweigen, was im Städtchen vorgeht.

Nichts kann mit der Bösartigkeit der Bewohner kleiner Landstädtchen verglichen werden; jeder Einwohner muß früh oder spat ein Opfer des Neides oder der Verleumdung werden. Paris ist von diesem Uebel frei, weil die Stadt zu gros ist, als daß man jeden Menschen besonders bemerken könnte, und weil man immer Stof zu Gesprächen findet, ohne daß der Nachbar darunter leiden darf.

XLV Kapitel.

Fortsezung der Reise.

Byty kam auf ihrer Reise nach Rouen, einer kothigten und rauhigen Stadt, die aber gute Baumwollenmanufacturen hat, und die Vaterstadt vieler groser Männer in aller Art ist. Das Nachtlager war elend, denn gute Herbergen waren damals zu Rouen eben so selten, als dumme Menschen. Ein Zufall führte unsere Afrikanerinn nach Domfront, wo sie viel von dem berüchtigten Berge Gar-

gantin reden hörte, auf dem der Teufel seine Residenz aufgeschlagen hätte; und wo die Hexen häufige Zusammenkünfte hielten. Der erste Rathsmann im Städtchen wollte die Reisende lange nicht passiren lassen, weil in ihrem Passe nichts von Domfront stund, einem Orte, der in seinen Augen sehr wichtig war. Dieser Mann war übrigens das Haupt aller Geizhälse. Er, seine Frau, drei Töchter, zwei Söhne und eine Magd, durften jährlich höchstens sieben hundert Livres zu unterhalten kosten. Wenn er eifrig gesticulirte, fielen öfters seine Manchetten auf den Boden, da sie äuserst kurz waren: und doch beliefen sich seine jährlichen Einkünfte auf zwölf tausend Livres. Er kannte kein Vergnügen, als zusammenscharren; nie war in seinem Zimmer Feuer. Wenn es sehr kalt war, stellte man unter den Tisch einen Kessel mit warmem Wasser, in den jedermann die Füse stekte. Er starb an einer Indigestion, die er aber gewiß nicht in seinem Hause bekommen hatte, und wurde von Niemand bedauert. Bei der Aufnahme jedes neuen Rathsgliedes werden auf dem Rathhause seine Perüke und seine zerlumpten Kleider vorgezeigt, um einen Abschen vor dem Geize einzuflösen.

Zu Alençon hielt sich Byty sechs Wochen auf, denn die wizigen und gesitteten Einwohner des Orts gefielen ihr. Sie wohnte bei dem grösten Nouvellisten in Europa und bei dem ersten Genealogisten im Königreiche. Man hätte glauben sollen, er habe allen Taufen und Beerdigungen beigewohnt. Er wußte von allen Familien rühmliche und schimpfliche Anekdoten, und kannte die Geschichte vieler Aventüriers, die sich vom gemeinsten Stande zu Ehre und Ansehen empor geschwungen hatten. Diese Kenntniß hatte ihm schon öfters Stokschläge eingebracht; Verdienste müssen belohnet werden, und er wunderte sich gar nicht darüber; er ertrug alles als ein gelehriger und bescheidener Mann. Man kann sich leicht vorstellen, daß er öfters sehr langweilig werden mußte, denn jede genealogische Erzählung fieng er beim Adam an.

In der Gegend von Alençon besuchte Byty ein Schloß, dessen Bewohner zu originell waren, als daß ich ihnen nicht ein eigenes Kapitel geben sollte.

XLVI Kapitel.

Die originelle Einsamkeit.

Herr und Frau Flagonneau (ich erzähle eine wahre Geschichte) lebten auf dem Lande so einsam, ob sie gleich weder arm noch geizig waren, daß man sie für Bären hätte halten können. Um aber doch nicht aller Gesellschaft, besonders während dem Essen, beraubt zu sein, so liesen sie jedesmal acht Couverte auf den Tisch stellen, und an die Stelle jedes Gastes ein Buch legen, zum Beispiel: den Montaigne, Corneille, Bossuet, Boileau, Pascal, Racine, Fontenelle, Fenelon und mehrere. Damit aber diese Schriftsteller ihnen Unterhaltung verschaffen könnten, stellten sie sich dieselben als gegenwärtig vor, und wenn sie zum Beispiel Herrn la Fontaine oder Herrn Malebranche fragten, ob sie nichts neues wüßten, so lasen die Bedienten etwas aus ihren Schriften vor, und man ließ auf diese Art einen nach dem andern reden.

Diese Art, mit den Abwesenden umzugehen und zu speisen, machte weder Aufwand noch Verdruß, und sezte die Pfeile des Neids

und der Verleumdung auser Bewegung. Zwar brummte man in der nächsten Stadt über diese einsame Lebensart, aber das bekümmerte sie nicht. Sie hatten beschlossen, nur für sich zu leben, und die Erde zu vergesseu, um in Himmel zu reisen. Beim Eingange in das Haus stund ein groses Telescop, das immer gegen die Gestirne gerichtet war, und den Fremden zu sagen schien, man wolle hier nur leuchtende Körper sehen.

Die Einsamkeit, sagte Byty zu ihnen, die sie besuchte, ist eine Sache des Geschmaks, und öfters eine Originalität, welches Compliment sie auch verdienten, denn sie empfiengen Byty's Besuch gerade zur Mittagszeit, ohne sie zum Mittagsessen einzuladen.

Gesellschaftliche Tugenden sind kein geringes Verdienst an einem Menschen, und mehr werth, als die gründlichste Philosophie. Man muß die Menschen zu nehmen wissen, wie sie sind, und wegen ihrer Fehler dem Umgange mit ihnen nicht entsagen. Eine so strenge beobachtete Einsamkeit, sagte Byty weislich, ist eine Verachtung des menschlichen Geschlechts, und man soll niemand verachten.

Unsere Einsiedler wurden endlich ihrer sonderbaren Lebensart müde, wahrscheinlich weil

sie

sie alles gelesen und gesagt hatten; sie wünschten deswegen wieder Besuche zu bekommen, aber ihr Wunsch wurde nicht erhört. Die Welt, die sie mehr als dreisig Jahre lange verachtet hatten, vergaß sie nun, und rächte sich mit einer Art von Eitelkeit. Man citirte ihnen blos die Schriftsteller, die ihnen zur Gesellschaft gedient hatten, und diese Affektation zeigte ihnen hinreichend, daß man ihren Umgang nicht verlange.

Sie bersteten beide fast zur nämlichen Zeit vor Verdruß; man begrub sie mit allen ihren Büchern, wie sie befohlen hatten, und sezte ihnen zur Belohnung ihres einsamen Lebens ein Grabmal, das sie lächerlich machte.

Byty brauchte einen Arzt, und bei dieser Veranlassung wurde sie mit der Frau des Arztes bekannt, deren Geschichte zu lustig ist, um ihr nicht einen Plaz hier einzuräumen.

XLVII Kapitel.

Die scharfsinnige List.

Eine Frau von einer seltenen Schönheit, und wie man sagte, die Witwe eines Officiers, fiel, wie eine Bombe, in die Stadt

Lyon: plözlich sah man sie, ohne errathen zu können, woher sie käme, oder wohin sie gienge.

Nachdem sie ein anständiges Zimmer bezogen hatte, forschte sie genau nach, ob nicht ein reicher Mann in der Stadt wäre, der eine Frau brauchen könnte. Man nannte ihr einen Arzt, der eben so geizig als reich wäre, und dessen äuserliches der Ueberrok der Armuth zu sein schiene. Sie stellte sich sogleich krank, legte sich zu Bette, und ließ ihn rufen, nachdem sie vorher alle ihre Reize auf's vortheilhafteste zur Schau gestellt hatte: kaum war der Arzt im Zimmer, so beklagte sie sich über einen unbeschreiblichen Schmerzen, der ihr bald durch die Adern, bald durch die Brust ꝛc. schösse. Der Arzt wollte aber demohngeachtet die leidenden Theile selbst besehen, und versicherte, seine Wissenschaft sei keusch, selbst bei den verwegensten Unternehmungen, und das Auge und die Hand eines Doctors seien keiner Unbesonnenheit fähig; aber die Kranke war zu schaamhaft, als daß ihr der Arzt hätte zu nahe kommen dürfen.

Erst nach einem dreitägigen muthigen Widerstande entdekte er endlich mit aller möglichen Mühe einen Theil von dem, was er zu

sehen

sehen wünschte. Welch' eine Kranke! Der Arzt war ganz ausser sich, und kannte sich selbst nicht mehr; er sah nur Lilien und Rosen, wo er Symptomen von einem Flusse und einer bösartigen Gicht zu entdeken glaubte, und er hatte sich bereits ein Fieber geholt, als er noch der angeblichen Kranken nach dem Pulse fühlte. Er fiel auf die Knie nieder, entdekte seine Leidenschaft, und bot ihr seine Hand und fünfzehn tausend Livres an, welches sie sich nach einem kurzen Widerstande gefallen ließ.

Der Contract wurde geschlossen, die Heurath vollzogen, und beide Theile waren nun wieder gesund. Die Neuvermählte versah das Haus ihres Gemahls mit Tapeten, prächtigem Hausgeräthe und Bedienten, und aus einem langbärtigen, furchtbaren Aesculap, wurde ein galanter Arzt. Einige neidische Menschen entdekten ihm die List seiner Frau, und ihre ehemalige tadelhafte Aufführung bei verschiedenen Regimentern, die man namentlich anführte, aber er antwortete: „Ich brachte meine schönsten Tage mit einer ekelhaften Tugend zu, und will sie nun mit Vergnügen in der Gesellschaft eines liebenswürdigen Lasters schliesen. Meine erste Frau

ließ mich an allem Mangel leiden, und machte mich zu einem Geizhalse, diese aber verschaft mir alle Bequemlichkeiten des Lebens, und ändert meine ganze Denkungsart. "

Der Arzt betrat also die grose Welt, wenn andere sie verlassen, und ob er gleich öfter die Kasse öfnen mußte, so fand er doch, daß es vernünftiger wäre, sich um sein Geld ein Vergnügen zu machen, als es nicht anzurühren.

Er hinterließ einen Sohn, der nach mancherlei Schiksalen Leibarzt zu Tombut wurde. Nach Byty's Tode irrte er von einem Reiche zum andern, und wurde von einigen Negern, die er geheilt hatte, und die ihn als einen Gott betrachteten, inständigst gebeten, die Regierung über ihren District zu übernehmen. Vieleicht wurde die Geschiklichkeit eines Arztes nie so gut belohnt. Der Doctor war über sein glänzendes Glük so entzükt, daß ihn die Freude tödtete, als man ihn im Triumph umher trug. Er wurde nach der Landessitte königlich begraben.

—

XLVIII Kapitel.

Neues Unglük während ihres Aufenthalts zu Rennes.

Byty genoß die Annehmlichkeiten einer Stadt, die immer wegen ihres feinen, gesellschaftlichen Tons berühmt war, als das Feuer in kurzem aus derselben einen Ort der Verwüstung und des Schrekens machte. Plözlich wurde die unglüklichste Nacht durch ein Feuer erleuchtet, das keine Gewalt vertilgen konnte. Die brennenden Dächer, und die durch die Wuth der Flammen verzehrten Häuser, stürzten in einem Augenblike zusammen, während die Frauen mit zerrauften Haaren von einer Kirche zur andern rannten, und den Himmel vergebens um Hülfe flehten. Je mehr man das Feuer zu dämpfen suchte, desto wüthender wurde es. „Es war also nicht genug an dem schreklichen Anblik einer durch die Pest verheerten Stadt? sagte die unglükliche Afrikanerinn? Mußte ich noch der Wuth der Flammen ausgesezt werden?“ Beinahe hätte sie bei dem allgemeinen Unglük das Leben verloren. Fast nakend entrannte

sie den Flammen, und flüchtete sich nach Laval, wo sie sich leicht Hemden machen lassen konnte, da der Ort wegen seiner Leineweberei berühmt ist.

Ohne den Schreken wegen des erst erlittenen Unglüks hätte sie daselbst vergnügt gelebt, denn die Einwohner haben ein lustiges Temperament. Während ihres Aufenthalts ereignete sich folgender lustige Auftritt. Da eine Kaufmannsfrau erfuhr, daß ihre Tochter jede Nacht in einem Garten mit einem Officiere zusammen käme, so gieng sie einmal selbst, statt ihrer Tochter, dahin, und befahl der leztern ernstlich, zu Hause zu bleiben. Die Mutter sprach kein Wort, und bezeigte sich gegen den Officier sehr gefällig, um zu sehen, wie weit die Sache gehen könnte, welches ihr die Finsterniß der Nacht erleichterte. Der Galan bemerkte in seinem Liebestaumel den Irrthum nicht, und die Mutter wußte nun ganz genau, was sie von ihrer Tochter denken sollte. Als man die erstere mit dem Vorfall aufzog, sagte sie: ihr Gewissen und ihre Ehre verbinden sie, alles, was ihre Kinder beträfe, genau zu erforschen, und blos deswegen habe sie die Sache so weit kommen lassen.

XLIX Kapitel.

Von Flandern.

Die Offenherzigkeit der Niederländer gefiel ihr. Ein gesunder Verstand ist ihr Erbtheil, und dieses Gut ist mehr werth, als Schöngeisterei. Zu Dixmade sah sie einen ganz auserordentlichen Auftritt.

Schon zwei Monate war eine Gesellschaft von Schauspielern im Städtchen, deren beste Acteurs der Lichtpuzer und der Souffleur waren. Ihr Theater hatten sie hart an einen Viehstall angebaut. Zum größten Unglük fiel einmal mitten in einem Trauerspiel die dünne hölzerne Scheidewand zusammen, und in einem Augenblike war der ganze Saal voll von Kühen und Ochsen, die das Parterre zerstreuten und verwirrten. Die einen wurden von den Hörnern, die andern von den Fußstößen verlezt, und man hörte alle möglichen Stimmen auf einmal.

Der Theaterdirector war so aufgebracht, daß er in Schimpfreden gegen den Bürgermeister ausbrach, der ihn aber zur Bestra-

fung

fung in eine Bärenhaut nähen, und so durch die Stadt treiben ließ. Byty saß am Fenster neben einer Magistratsperson, während diese Farce ausgeführt wurde; aber der Bürgermeister, der über diese sinnreiche Bestrafung entzükt war, genoß seinen Triumph nicht lange. Seine Tochter bekam fürchterliche Wehen, und kam in dem Augenblike nieder, wodurch ihre Schande allgemein bekannt wurde. Der Vater raset, und wußte nicht, an wem er sich rächen sollte; er warf allen jungen Leuten, die in sein Haus kamen, drohende Blike zu, während der Schauspieler, der durch die Strase getrieben wurde, heimlich lachte: der Schurke! er war Vater zum Kinde; deswegen gieng er auch nach Brügge, und brachte daselbst zwei Stüke, die er selbst verfertigt hatte, auf die Bühne. Sie hiesen, die geschwächte Tochter und der betrogene Bürgermeister.

L Kapitel.

Von Holland.

Byty verglich Holland mit einem Tischzeug von Krystall: das ewige Einerlei der Bäume, Wasser, Blumen und Statüen ermüdet das Auge des Reisenden. Man trift hier überall eine grose Menge von Fremden an. Sie wurde mit ein paar ganz auserordentlichen Personen, sowol in Ansehung ihrer Systeme, als in Ansehung ihrer Lebensart, bekannt. Sie freute sich jedesmal, wenn sie solche originelle Menschen kennen lernte, aber mit aller Sorgfalt wich sie den Schriftstellern aus, die im Taglohn arbeiten, und die, wie gewisse Käfer, die vom Unflat leben, ihren Unterhalt durch die schändlichsten Verleumdungen, die sie auf alle Art zu verkaufen suchen, erwerben. Sie suchte gute Bücher, und fand sie, und ließ den ausge-

lassenen und unbesonnenen Menschen die Ehre, eine Menge von Brochüren zu lesen, die Geist und Herz verderben.

Die Holländer bewirtheten sie, weil sie viele Wechselbriefe zu bezahlen hatte, und — ein auserordentlicher Vorfall — wurden nicht einmal böse, wenn sie auf den getäfelten Boden spukte.

Sie sah einen lustigen Auftritt in dem Ort. Eine grose Magd trug in den Saal, in dem sie sich befand, einen Deutschen auf den Schultern, aus Furcht, er möchte mit seinen kothigten Füsen den Saal beschmuzen. Er hielt die Füse, so lange er saß, in die Höhe, und als er gehen wollte, trug ihn die Magd wieder hinaus.

Zu Amsterdam — welch ein Theaterstük! — traf Byty von ungefehr den berüchtigten Pater Cantagallina wieder an; sie beschauten einander von ferne, sahen durch die

Gläser, giengen näher, und erkannten sich endlich. Er beklagte sich sehr über sein hölzernes Bein, bis fünfzig Ducaten, die ihm Byty schenkte, seine Klagen stillten. Er lächelte, und schifte sich den Tag darauf nach China ein. Er nahm eine Dame mit sich, die nur ein Aug, einen Zahn, einen Arm und einen Fuß hatte, daß man sehr boshaft sein müßte, wenn man hier eine Galanterie vermuthen wollte. Er sagte unserer Afrikanerinn in's Ohr, das sei die auserordentlichste Frau von der Welt, sowol in Ansehung ihrer Begebenheiten, als auch in Ansehung ihres Geistes; ihre Geschichte werde gedrukt erscheinen, und die ganze Welt in Erstaunen sezen. Man hat ohne Zweifel befürchtet, das Erstaunen möchte gar zu gros sein, denn das Buch ist nicht erschienen.

Unsere Afrikanerinn wäre auser ihrer Sphäre gewesen, wenn ihr nicht irgend ein Unglük begegnet wäre. Da sie einmal auf

dem Kanal zu einem reichen Kaufmanne fuhr, erhob sich ein Sturm, die Bäume wurden mit der Wurzel ausgerissen, das Wasser trat aus, die Barke wurde von den Wellen bedekt, und man sah Byty nicht mehr: halb todt zog man sie aus dem Wasser, und nur der guten Behandlung des Arztes hatte sie ihre Wiedergenesung zu danken.

Ende des ersten Theils.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Reisen einer Negerinn Charakteristische Gemälde aus der gesitteten und rohen Welt ; Ein Pendant zu Voltaires Candide ; Frei nach dem Französischen bearbeitet
Bd.: [Erster Theil]

Nürnberg 1790

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.89
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11719190-2